

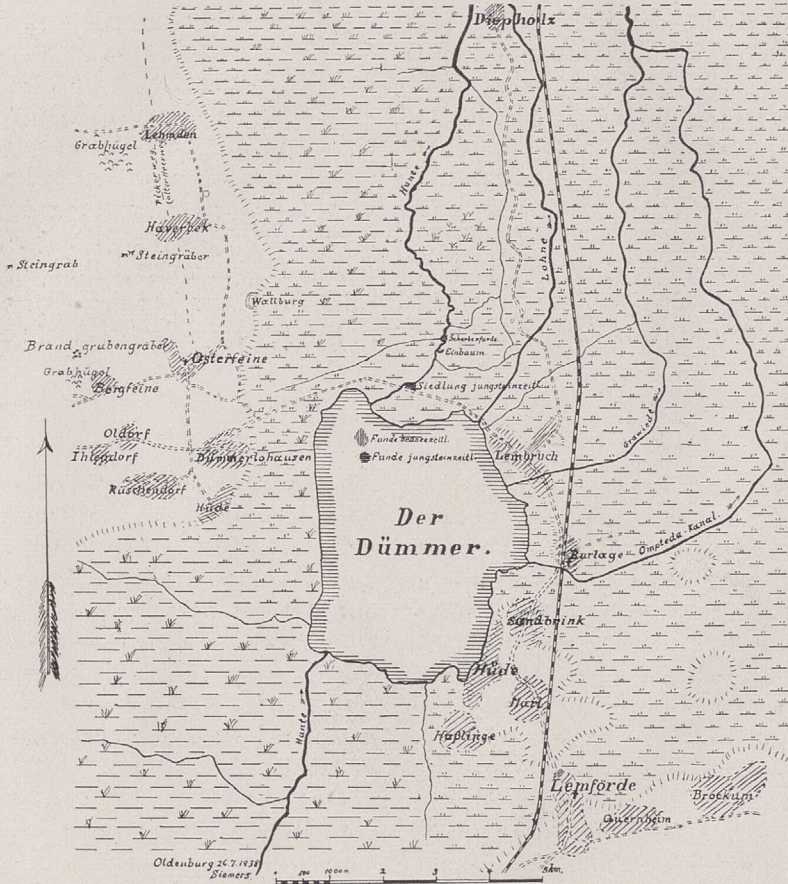


DIE URGERMANISCHE GOLDSCHEIBE von Moordorf in Ostfriesland.

Landesmuseum Hannover

Steinzeitfunde aus dem Dümmer

Unter den 3 größten Seen Niedersachsens nimmt neben dem Steinhuder und dem Zwischenahner Meer der Dümmer von jeher eine besondere Stelle ein. Im Süden, Westen und Norden von großen Mooren und Verlandungszonen begrenzt, war er nur vom östlichen Seegebiet erreichbar und blieb bis vor wenigen Jahrzehnten ein Paradies der Jäger, Fischer und Naturfreunde. Denn trotz der Nähe der Hochmoore ist das Dümmerwasser infolge der genügenden Zuführen an Kalk und anderen Nährstoffen durch die obere Hunte durchaus wachstumsfreundlich. Besonders das Süd- und Westufer mit seinen üppigen Sumpfwiesen, dem breiten Schilfgürtel und der weiter seawärts noch vorgelagerten Zone der Wasserpflanzen und Binsensinseln bildet für Sumpf-, Ufer- und Wasserbewohner einen idealen Lebensraum, mit anderswo kaum noch erreichter Ursprünglichkeit. Viele seltene Wasservögel und Pflanzenarten haben hier ihre letzte Zuflucht gefunden, aus der sie auch der Mensch ernstlich nicht vertreiben konnte, so lange er nicht an radikale Umänderungen, wie schon früher einmal an die gänzliche Trockenlegung oder wie heute an die Eindeichung zum regulierbaren Wasserspeicher denkt. Der Kampf ums Dasein im zu eng gewordenen Lebensraum zwingt auch hier den Menschen, sich gegen die noch unberührte Naturlandschaft, als seiner eigenen Schöpferin zu kehren, die durch jahrtausendelange Beeinflussung in ihm niedersächsische Stammesart erwachsen ließ.



Die im Volksmunde verbreitete Sage, daß der See durch eine Untat des Frankenkönigs Karl entstanden sein soll, mag lediglich als festhaltende Erinnerung an jenen jahrzehntelangen rücksichtslosen Vernichtungskampf gegen die Sachsen gewertet werden. Nach jener Überlieferung soll Karl die geschlagenen und in einem dichten Moorwald Schutz suchenden Sachsen mit seiner Übermacht umstellt und den in heißer Sommerglut ausgehörten Schlupfwinkel von allen Seiten angezündet haben, so daß Mensch, Tier, Wald und Moor bis auf den tiefen Sanduntergrund vernichtet wurde und der See sich bilden konnte.

Die Entstehungszeit des Dümmer fällt in viel ältere geologische Zeiten. Sein flaches Becken ist wohl der letzte Rest einer größeren sich nach Norden und Westen öffnenden Schmelz-

wasserrinne aus der Abschmelzzeit des Inlandeises der vorletzten Vereisung. Sie liegt zwischen den Endmoränen der Dammer Berge im Norden und der Kreidefalte der Stemmer Berge und den Ausläufern des Wiehengebirges im Süden. In trockenen Sommern kann ein ausgewachsener Mensch bequem hindurchwaten. Schmelzwasserfande und Talsande bilden den Seeboden, nur hier und da wollen Fischer lehmige Stellen und tiefere Löcher bemerkt haben. Doch fehlen zur endgültigen Beurteilung noch genauere Einmessungen der Profile. Die Abflüsse nach Norden und Westen vermöchten allmählich zu den großen Mooren südlich Damme und westlich Diepholz bis nach Goldenstedt hinauf (siehe Karte).



ABB. 1. FUNDPLATZ DER STEINZEITSIEDLUNG 1 an der Hunte

während der Versuchsgrabung

Es ist leicht ersichtlich, daß in einer solchen flachen Wanne im Laufe der Zeit geringe Bodenerhöhungen durch Einschwemmung von Sand und durch dessen nachgewiesene Verfrachtung mittels Strömung erhebliche Verschiebungen der Wassermenge und damit auch bedeutende Veränderungen der Seegestalt nach sich ziehen mußten. So haben die neuesten Bohrungen von Professor Dienemann ergeben, daß am Nordostufer noch unter 4,5 m eingeschwemmten Sand die für den Dümmer so charakteristischen seekreideartigen Absätze des Meergeil liegen, die auch sonst noch weitverbreitet sind, aber dann in viel geringerer Tiefe auf dem Sande liegend angetroffen werden.

Der See könnte, wie es in alten geologischen Schriften oft geschehen ist, als ewig schwankendes Überschwemmungsgebiet der Hunte bezeichnet werden. Die Fischer meiden gewisse Stellen besonders im nördlichen Seeteil, wo im Boden verwurzelte Baumstümpfe ihre Aeze zerreißen, d. h. also, daß hier Bruchwaldgebiete ehemaliger Ufer in den See einbezogen wurden. Auch die Lagerung der kürzlich aufgefundenen Kulturschichten im Wiesenmoor östlich und westlich der alten Hunte ist in dieser Beziehung interessant. Diese für die kommenden Ausgrabungen wichtigsten Fundplätze liegen in dünnen Ufer- und Waldtorfschichten über einer dickeren Lage von gummiartigem Meergeil und sind selbst wieder

überlagert von wechselnden Schichten aus mehr oder weniger reiner Kieselgur (Diatomeenerde) und seewärts vordringenden moorigen Verlandungsschichten. Sowohl Meergeil als auch Kieselgur sind Ablagerungen aus offenem Seewasser. Auch westlich im angrenzenden Dievenmoore südlich Damme macht sich der Kampf zwischen See und Hochmoor mehrfach in übereinander lagernden Schichten von Niederungs- und Hochmoor bemerkbar.

Der See hat also nicht immer seine heutige Ausdehnung gehabt oder er muß seine Lage im Laufe der Zeiten erheblich geändert haben. Diese ständigen und länger andauernden Wandlungen können ihren Grund in mehrfachen bedeutenden Klimaschwankungen gehabt haben, die uns ja auch aus der Moorforschung bekannt sind. Die pollenanalytische Erforschung der moorigen Ablagerungen an den Fundstellen muß die Zeitfolgen in großen Zügen feststellen und ihre Ergebnisse mit den bisher bekannten Klimaperioden und der Datierung durch vorgeschichtliche Funde in Einklang zu bringen suchen.

Daneben aber besteht die Möglichkeit, daß der See seine Lage je nach der herrschenden Windrichtung in Vorstößen und Rückzügen geändert hat. So ist heute zweifellos am sandigen Ostufer eine Abbruchkante und am Westufer eine breite Verlandungszone mit anschließendem Wiesenmoor

geschaffen worden. Dann könnte man das „Große Moor“ zwischen Damme und Hunteburg als ehemaliges Seegebiet ansehen, und der See wäre um seine jetzige Breite nach Osten verlagert worden. Gegen diese Erklärung spricht aber die aus alten Karten nachweisbare und älteren Leuten noch bekannte Tatsache, daß der See bis in die letzte Zeit hinein auch nach Nordwesten und Norden fortschreitet. An der Nordwestecke, im Gebiet von Dümmerlohausen erhielten die Bauern sog. Dümmerwehranteile, um dem Fortschreiten des Sees durch Anpflanzen von Schilf nach Nordwesten zu wehren. Aber auch im Nordosten, in Eikhöpen und am Lembrucher Ufer, also direkt vor den jetzt herrschenden Winden, liegen breite Verlandungszonen.

Der Dümmer stellt dem Geologen also interessante Aufgaben. So einfach, wie man sich bisher seinen Werdegang vorgestellt hat, ist er sicher nicht gewesen. Auch das Vorkommen und die Bildung der Diatomeenerde in dieser verhältnismäßig jungen Zeit ist ein hochinteressantes geologisches Problem für sich. In gewissen Teilen dieser Schichten konnte einer unserer besten Diatomeenkennner, Chr. Brockmann-Wesermünde, fast reine technisch verwertbare Kieselgur feststellen, deren Kieselalgenarten aber kaum von den heute lebenden Arten abweichen. Vielleicht spielen auch die stellenweise in dichten Rasen den Seeboden überwuchernden Armleuchtergewächse (Characeen) mit ihren Kieselsäuresteletten bei der Bildung von Meergerill und Kieselgur eine Rolle.

Ähnlich wie beim Federsee in Württemberg, wird jeder nacheiszeitlichen Periode auch ein bestimmter Dümmer mit ganz allmählichen Änderungen entsprochen haben, dessen jeweilige Lage und Ausdehnung nur durch umfangreiche Bohrungen rings um den See in Zusammenarbeit von Geologen, Moorforschern und Vorgeschichtlern festgelegt werden kann. Auf Veranlassung des Oldenburger Museums für Naturkunde und Vorgeschichte haben sich deshalb die Preussische Geologische Landesanstalt mit Professor Dr. Dienemann und der Moorforscher Lehrer R. Pfaffenberg mit eingeschaltet. Beide haben ein gut Teil ihrer Bohrungen bereits durchgeführt.

Ohne weiteres kann vorausgesagt werden, daß ein solches Seegebiet mit seinen gesteigerten Lebensmöglichkeiten, wie Reichtum an Fischen und allerlei Jagdwild, an üppigen Weideplätzen für die Haustiere, an von Natur geschützten Siedlungsmöglichkeiten und an Schönheit der Landschaft, von jeher eine starke Anziehungskraft auf den Vorzeitmenschen ausgeübt haben muß, wie es auch noch heute der Fall ist. Vorzeitfunde, als Zeugen menschlicher Anwesenheit am See, werden wohl schon lange gemacht sein, wie spärliche Schriftstellernachrichten aus dem 17. und 18. Jahr-

hundert zu berichten wissen. Aber man vermochte sie nicht genügend zu deuten. Sind doch sogar noch in den letzten Jahren Hirschgeweihhacken von Fischern achtlos wieder in den See geworfen worden, in der Meinung, man habe es mit den Handgriffen von alten Bootsstaaken zu tun. Erst in verhältnismäßig junger Zeit wurde man aufmerksamer, besonders als durch intensivere Fischereinnutzung der See von den Schätzen der Vorzeit, die auf seinem Grunde ruhen, immer wieder Meldung machte. Zumeist waren es Fischer des Fischereipachtbetriebes in Preussisch-Hüde, die in ihren Senknetzen zahlreiche Knochen- und Geweihreste von Haustieren wie Torfrind, Pferd, Ziege und Hund und daneben von Jagdtieren wie Ren, Edelhirsch, Reh, Urstier, Wildschwein, Bär, Biber, Hase, Fischotter und Hecht an die Oberfläche brachten. Außerdem fanden sich aber auch Werkzeuge des Menschen verschiedenster Art aus Knochen, Geweih und Stein, insbesondere aber Beile aus Hirschgeweih, Felsgestein und Flint. Wichtigste Funde haben jahrelang die Wände von Gasthäusern geziert. Andere gelangten in die naturwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Sammlungen der Landesmuseen von Hannover, Münster und Oldenburg, in verschiedene kleine Heimatmuseen oder auch in Privatsammlungen. Daneben wird ein großer Teil unwiederbringlich verschleppt sein.

Es fehlte auch nicht an wissenschaftlichen Bearbeitungen der Tierfunde. Schon in den 80er Jahren hat sich C. Struakmann eingehend mit der Erforschung der subfossilen Tierwelt des Dümmer beschäftigt und in zahlreichen wissenschaftlichen Fachzeitschriften Aufsätze veröffentlicht. Der Zusammenhang der Funde von Tierresten mit vorzeitlichen menschlichen Siedlungen ist ihm dabei sehr wohl klar geworden, wie sein Aufsatz „Eine Ansiedlung aus der norddeutschen Renntierzeit am Dümmersee“, 1887, beweist. Auch der oldenburgische Museumsdirektor Professor Dr. Martin vom Naturhistorischen Museum hat Funde gesammelt und beschrieben. Obwohl in jenen Jahrzehnten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Erforschung der vorzeitlichen Uferlandsiedlungen der süddeutschen und schweizer Seen gerichtet war, ist es damals doch nicht zu einer systematischen Erforschung der verschiedenen Fundstellen im Dümmer gekommen.

Eine große Gelegenheit, den Geheimnissen des Dümmer auf die Spur zu kommen, ist dann 1932 leider verpaßt worden. Im Rahmen von Notstandsarbeiten hat damals der Kreis Diepholz an der oldenburgisch-preussischen Grenze die alte Hunte begradigen und einige andere nördliche Nebenausflüsse des Dümmer ausbaggern lassen. Bei den Durchstichen der Huntefischleisen wurden im Wiesenmoor an mehreren Stellen große Men-



ABB. 2. KLEINFUNDE

aus der Steinzeitsiedlung des Dümmer

gen von Knochenresten, Scherben und Werkzeugen (darunter etwa 30 Hirschgeweihhacken) gefunden, daneben auch Teile von Menschenskeletten. Ein ausgefuchter Teil der Funde wurde auf dem Landratsamt in Diepholz abgegeben. Eine Hirschgeweihhart wurde sogar dem Führer als Geschenk überreicht. Obwohl man sich also der Bedeutung und des Alters der Funde wohl bewußt geworden ist, hat eine eingehende Untersuchung leider nicht stattgefunden.

Erst im Sommer 1935 bei Gelegenheit von Ausgrabungen in der Nähe von Dümmerlohausen hat das Oldenburger Museum für Naturkunde und Vorgeschichte von jenen Funden Kenntnis erhalten. Bei der Nachsuche an jenen längst wieder eingeebneten Fundstellen fanden wir die erste tiefstichverzierte Scherbe, die eine klare Zeitansetzung der an jener Stelle liegenden Funde in die Großsteingraberzeit (um 3000 v. d. Ztr.) ermöglichte. Da wir in jenen Wochen auch nach verschwundenen Großsteingrabern am benachbarten Geesthange suchten, so lag die Schlussfolgerung nahe, daß jene jungsteinzeitlichen Bewohner ihre Ansiedlungen am Fluß- und Seeufer gehabt hatten und ihre Familien- und Sippengräber am Südhang der Dammer Endmoränen erbauten. Heute ist von diesen außer kläglichen Resten nur noch eine gewaltige Grabkammer auf dem Stappenberge bei Damme, halb zerstört, vorhanden (35 m Länge!).

Gleichzeitig machte uns der Wirtssohn Joh. Schomaker in Dümmerlohausen, ein ausgezeichnete Kenner des Sees, auf ein reiches Scherben- und Knochenlager im See aufmerksam, aus dem wir gemeinsam, nach einigen Versuchen, einwandfrei Gefäßreste der Großsteingraberzeit herauslesen konnten, und zwar gleich in größeren Mengen. Offenbar handelte es sich auch hier wieder um eine Siedlung derselben Art wie im Moor, aber merkwürdigerweise lag sie 600—700 m in den See hinaus, neben einer der vielen dort vorgelagerten Binseninselfn.

Im Sommer 1937 wurden durch systematisches Absuchen jenes Fundplatzes im See wieder größere Fundmengen geborgen und versucht seine Ausdehnung festzulegen. Dabei sind säckeweise zer Schlagene Haustier- und Wildknochen geborgen worden, dazwischen Teile von Tongefäßen und größere Mengen Scherben und hier und da verstreut bearbeitetes Hirschgeweih- und Knochengesäß, Felsgestein- und Feuersteinbeile, Steinkeulen, Klopffsteine, Schleiffsteine, Neßsenker oder Webegewichte u. a. m., so ziemlich das gesamte Inventar einer jungsteinzeitlichen Siedlung (Abb. 2).

Die Teile der tiefstichverzierten Gefäße gestatten eine sichere Zeitansetzung der Siedlung in die Ganggraberperiode der Großsteingraberzeit.

So ergänzt das neue Fundgut aus dem See- gestade unser aus den Ausgrabungen der Gräber (Kleinentneten!) gewonnenes Wissen in glücklichster Weise. Weiter können wir aber die bisher aus vielen Funden als wesentlich älter angesehenen Waffen, wie Hirschgeweihhärte und Steinkeulen, auch für die jüngere Steinzeit festlegen.

Die Auswertung der vielen Knochenfunde ist noch im Gange und verspricht nicht nur einen Überblick über die Speisefarte unserer indogermanischen Vorfahren zu geben, sondern wird uns auch von einer Tierwelt berichten, die heute ausgestorben oder der Kultur gewichen ist.

Noch im selben Jahre fand sich in einem Durchstich etwas hunteabwärts ein Einbaum (siehe Abb. 3), der aber aus dem strömenden Wasser geborgen wurde und dabei leider zerbrach. Nach der jetzt durch R. Pfaffenberg fertiggestellten Pollenanalyse der unter und über ihm lagernden Bruchwaldtorfsschichten muß dieser im 3. Jahrtausend v. d. Ztr. im Sumpf versunken sein.

Auch in diesem Sommer wurden, soweit Zeit und Mittel es erlaubten, die Untersuchungen am Oldenburger Nordufer entlang eifrig fortgesetzt. Tatsächlich wurden dabei auch weitere Fundstellen aus der Stein- und Bronzezeit entdeckt. Auch hierbei ist Joh. Schomaker, außer den Beauftragten des Museums, in hervorragender Weise beteiligt gewesen. Ihm gelang es auch erstmalig eine ausgedehnte Stelle mit zahlreichen im Schlamm steckenden gut erhaltenen Pfahlresten festzulegen. Es ist durchaus möglich, daß man es hier mit Resten von Pfahlbauten zu tun hat. Pfähle sind auch an anderen Stellen im See, in der Hunte und unter dem Moor gefunden worden. Aus der Fundstelle im See mit bronzezeitlichen Gefäßscherben fand sich auch die abgebildete sog. nachengebogene Felsgesteinart, in deren Schaftloch ein Stielrest erhalten ist, der mit Bronzestiften festgekeilt wurde (siehe auch die Karte).

Der Kranz unserer Beobachtungen erweiterte sich noch mehr, als vom Hüder Fischer Sanik vor dem nordöstlichen Ufer ebenfalls Werkzeuge und Tonscherben der Großsteingraberleute geborgen wurden, und zwar ebenfalls wieder an mehreren Stellen.

Neben solchen Funden aus der Jungsteinzeit fanden sich im ganzen in solcher Weise oberflächlich abgetasteten Gebiet, wie schon erwähnt, noch Gefäßreste der Urgermanenzeit und der Großgermanenzeit, ja sogar an einer Stelle reichliche Mengen von Kugeltopfscherben des 7.—8. Jahrhunderts, also etwa der Karolingerzeit. Weiter sind schon früher und auch jetzt wieder Kengeweihestücke gefunden worden, so daß bei weiterem Forschen auch Funde der Mittelsteinzeit und vielleicht noch vom Ende

der Altsteinzeit (Rentierzeit) erwartet werden können. Aus dem Zwischenahner Meer, wo die Verhältnisse ähnlich sind, liegen die ersten Stücke bereits vor.

Durch diese Funde haben wir den ersten Nachweis erbracht, daß durch alle vorgeschichtlichen Perioden hindurch, besonders aber in der Jungsteinzeit, der Dümmer ein bevorzugtes Siedlungsgebiet des Vorzeitmenschen gewesen ist. Auf seinem Sandgrunde, unter seinen Pflanzen- und Muddeschichten und unter seinen mit Bruchwaldtorf, Schilftorf und Wiesenmoor verlandeten nördlichen und nordöstlichen Ufern sind vorgeschichtliche Schätze aller Zeiten bis in die Frühgeschichte hinein verborgen. Es wird langjähriger Arbeiten und großer Mittel bedürfen, um sie zu heben. Hier ist eine der großen Möglichkeiten gegeben, das Dunkel der Vorzeit zu erhellen und der Lüge vom Barbarentum unserer Vorfahren einen neuen kräftigen Stoß zu versetzen. Unsere nationalsozialistische Bewegung wird diese Arbeit besonders schützen und fördern.

Solche umfangreichen Aufgaben erfordern auch außerordentliche Mittel, die dem Oldenburger Museum leider nicht zur Verfügung stehen. Durch die Einschaltung des Reichsamtes und des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte unter der persönlichen Leitung von Professor Dr. Reinert, ist nunmehr die Möglichkeit gegeben, die planmäßigen Großgrabungen in den vorgeschichtlichen Siedlungen des Dümmergebietes zu beginnen. Zuvor mußte aber durch ihn Lage und Ausdehnung der Fundgebiete, wenn sie auch schon durch unsere eigenen Nachprüfungen und durch die vielen Funde ausreichend ausgewiesen waren, durch die von ihm eingeführte Methode der Netzgrabung festgelegt werden. So wurden Ende Juli

1938 im Wiesenmoor beiderseits der Hunte die erforderlichen Versuchsgrabungen durchgeführt (Abb. 1), die steinzeitliche Kulturschichten in für eine großangelegte Grabung genügender Ausdehnung nachwiesen und die Fragen der landschaftlichen Umgebung zur Steinzeit wie der Siedlungslage im einzelnen geklärt.

Die Fundstellen im See dagegen liegen auf Sand. Ihre ursprünglichen Kulturschichten sind durch Strömungen des Wassers bereits ausgewaschen, so daß nach Ansicht von Professor Reinert Siedlungsreste nicht zu erwarten sind und von einer größeren Kastengrabung abgesehen werden kann. Es besteht dagegen der Plan, mit kleineren eisernen Senkfallen den Seeboden planmäßig vom Wasser zu befreien und die Fundstücke einzumessen und zu heben.

Im Moor dagegen sollen große Abdeckungen vorgenommen werden. Dabei sind die außerordentlich guten Erhaltungsmöglichkeiten in den fast sauerstoff- und deshalb verwesungsfreien Faulschlammablagerungen der Uferzonen, die denen des Moores ähneln, ihnen aber wegen des geringeren Gehalts an freien Huminsäuren weit überlegen sind, von größter Bedeutung. 5000 Jahre alte Hirschgeweih- und Knochengeräte zeigen kaum eine Spur der Verwitterung, wie unsere Funde beweisen.

Als Endergebnis dieser Versuchsgrabungen darf also festgestellt werden, daß es den jahrelangen Bemühungen des Oldenburger Museums für Naturkunde und Vorgeschichte und seiner Mitarbeiter gelungen ist, gut erhaltene Uferlandsiedlungen der Großsteingraberleute erstmalig für das nordwestdeutsche Gebiet zu finden und den Weg zu ihrer planmäßigen Erforschung vorzubereiten und frei zu machen.

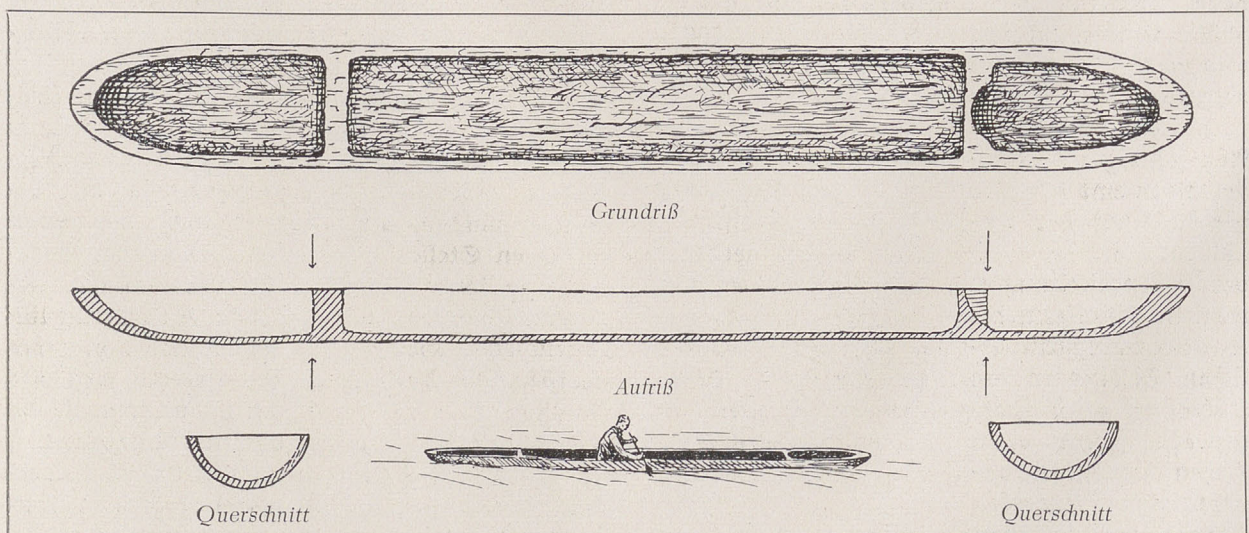


ABB. 3. EINBAUM

aus der Hunte

Das Dorf der Großsteingräberkultur bei Dohnsen

Unter den niedersächsischen Grabungen des Jahres 1936 zählt zweifellos die Entdeckung des ältesten Dorfes Nordwestdeutschlands auf dem Lührsberg bei Dohnsen, Kreis Celle, zu den größten Überraschungen. Diesen im Frühling und Sommer 1936 durchgeführten Voruntersuchungen, welche durch die Unterstützung von seiten der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht wurden, ist eine um so größere Bedeutung beizumessen, als es sich hier zugleich um die Feststellung der ersten großen dorfsartigen Siedlung der Großsteingräberkultur überhaupt handelte. Siedlungsreste aller Art, aus denen zu schließen war, daß die nordischen Großsteingräberleute zu einem Volke von Bauern und Viehzüchtern gehörten, waren schon zur Genüge bekannt, ebenso die aus oft gewaltigen Findlingen erbauten Grabkammern, in welchen die einzelnen Sippen ihre Toten bestatteten. Dagegen fehlten fast vollständig sichere Nachweise über die Bauweise der Häuser, in denen dies Bauernvolk wohnte. So war man gezwungen, die in benachbarten Kulturgebieten, vor allem den Tochterkulturen der Schnurkeramik, gemachten Erfahrungen bezüglich der Siedlungsweise auf die der Großsteingräber zu übertragen. Diese empfindliche Forschungslücke, die in der Vergangenheit zu manchen irrigen Vorstellungen Veranlassung gegeben hat, ist nun für Nordwestdeutschland durch die Funde von Dohnsen in sehr glücklicher Weise überbrückt worden.

Die Entdeckung des Steinzeitdorfes auf dem Lührsberg bei Dohnsen ist als ein schöner Erfolg ständiger Flurbegehungen und genauer Beobachtung der Geländeverhältnisse und der Bodengestaltung zu werten. Die allgemeine Lage der jungsteinzeitlichen Siedlungen am Lührsberg wird durch den in Form einer Höhenschichtenkarte angefertigten Lageplan (Abb. 1) verdeutlicht.

Nördlich der Straße von Beckedorf nach

Dohnsen ist die diluviale Hochfläche durch mehrere schluchtartig anmutende Trockentäler in starkem Maße zertalt worden. Zwei solcher Schluchten (Abb. 1) begrenzen im Osten und Westen eine etwa 500 m breite Anhöhe, welche den Namen Lührsberg trägt. Die größte Erhebung dieses Berges liegt 77,73 m über NN. Es handelt sich also eigentlich nur um einen Hügel, der sich 10—15 m über die Wiesenau erhebt und nur infolge der scharf eingeschnittenen Seitentäler stattlicher erscheint, als er in Wirklichkeit ist. Seit dem Jahre 1930 sind auf diesem Berge in fortschreitendem Maße jungsteinzeitliche Oberflächenfunde aufgelesen worden, deren Zusammensetzung die Vermutung nahelegte, daß sich hier eine Siedlung der Großsteingräberkultur befinden müsse. Auf der Abb. 1 sind die Kerngebiete dieser Funde durch Strichelung gekennzeichnet worden. Die Bodenfläche, auf welcher in einer lockeren Anordnung weitere Oberflächenfunde auftreten, ist jedoch noch erheblich umfangreicher und reicht beispielsweise im Süden der Siedlung A bis in die Nähe der Straße. Diese die eigentlichen Siedlungen kranzförmig umgebenden Streugebiete sind auf unserer Karte nicht berücksichtigt worden.

Im Laufe der Zeit ergaben sich auf dem Lührsberg zwei solcher durch eine besondere Fundanhäufung ins Auge fallender Plätze, die sich jeweils eng an die benachbarten Trockentäler anschlossen und auf dem Lageplan als Siedlung A und B bezeichnet wurden. Die Siedlung A ist, soweit sich bis jetzt beurteilen läßt, mehr als doppelt so groß und bedeutend ergiebiger als die bereits in der benachbarten Gemarkung Beckedorf, Kreis Celle, liegende Siedlung B. Allerdings hat hier eine Untersuchung noch nicht stattfinden können. So dürfen Angaben hier nur unter Vorbehalt gemacht werden, da Überraschungen nicht ausgeschlossen sind. Auch über das Altersverhältnis

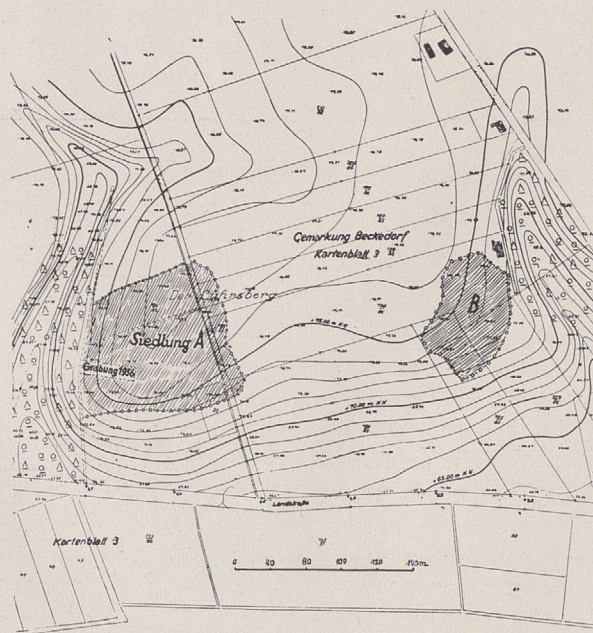


ABB. 1. DIE JUNGSTEINZEITL. SIEDLUNGEN auf dem Lührsberg bei Dohnsen

der beiden steinzeitlichen Lührsbergfriedlungen zueinander kann noch nichts Sicheres ausgesagt werden. Nebenbei sei bemerkt, daß außer den beiden Siedlungen A und B in den Gemarkungen Beckedorf und Dohnsen noch drei weitere Fundplätze der Großsteingräberkultur bekannt sind, die vielleicht ebenfalls als Siedlungen anzusehen sind. Es ist bezeichnend, daß sämtliche fünf Fundplätze auf dem fruchtbarsten Boden der Heide (bzw. in seiner unmittelbaren Nähe) angelegt sind, welcher durch den Flottsand (= Löß) seinen Stempel erhält. Diese beachtenswerte Tatsache beruht nicht auf einem Zufall: Ein Volk von Bauern wird, sobald ihm die Möglichkeit der Wahl zwischen guten und schlechten Böden offensteht, das fruchtbare Land vorziehen, soweit klimatische Verhältnisse usw. dem nicht entgegenstehen und der Boden nicht gar zu schwer zu bearbeiten ist.

Zum Ausgangspunkt unserer Siedlungsuntersuchungen wurde die auf einer „Bergnase“ des Lührsberges in der Nähe der Westschlucht belegene Siedlung A ausgewählt, zeichnete sie sich doch durch ihren Reichtum an Oberflächensunden und durch ihre überraschend große räumliche Ausdehnung (mehr als 30000 qm) besonders aus. Wenn irgendwo, so mußten hier Kulturschichten anzutreffen sein, welche gute Ergebnisse zu erbringen versprochen. Diese Annahme wurde im Verlaufe der Untersuchungen des Jahres 1936 in hervorragender und zum Teil unerwarteter Weise bestätigt, obgleich in Anbetracht der geringen zur Verfügung stehenden Mittel nur ein ganz geringer Teil des Dorfes (etwa 1500 qm, s. Abb. 1) ausgegraben werden konnte. Trotz dieser notgedrungenen in Kauf genommenen Beschränkung der Arbeit kann als unzweifelhaft angesehen werden, daß bei der Siedlung A von Dohnsen ein großes und vermutlich recht volkreiches Dorf der Großsteingräberkultur vorliegt. Als eins der wichtigsten Ergebnisse ist die Feststellung viereckiger bzw. rechteckiger Grundrisse von Häusern anzusehen. Von diesen wurden mehrere ganz ausgegraben, während eine Anzahl weiterer Häuser angeschnitten worden sind, deren noch nicht untersuchten Teile auf den benachbarten Ackerflächen liegen. Sie sollen demnächst ausgegraben werden.

Die Lage der Häuser ist nur noch an den Bodenverfärbungen der Pfostenlöcher, den Herden und den mit den Einsturzmassen der Häuser angefüllten Bodeneintiefungen innerhalb der Häuser erkennbar. Wie der Grundriß eines solchen jungsteinzeitlichen Hauses der Lüneburger Heide aussieht, zeigt die Abb. 2.

Es handelt sich hier um ein sog. „Antenhaus“, das eine jungsteinzeitliche Vorform des für die älteste Bronzezeit unserer Heimat durch einen Fund von Baven, Kreis Celle, belegten Vorhallenhauses darstellt. Neben dieser Hausform

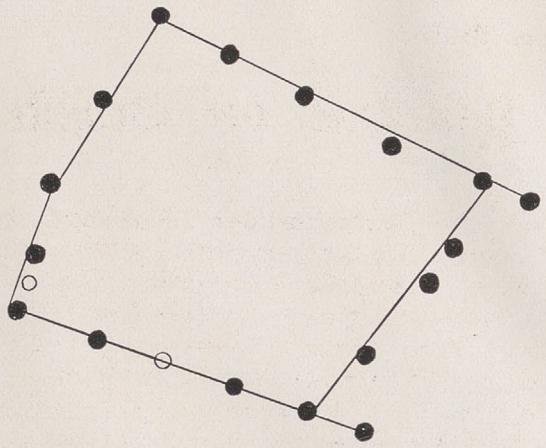


ABB. 2. GRUNDRISS DES HAUSES I von Dohnsen, Kr. Celle

● festgestellte Pfostenlöcher ○ zweifelhafte Pfostenlöcher
0 1 2 3 4 5 m

kommen bei Dohnsen zweiräumige Bauten vor, welche teilweise einen wohl als Windschutz zu betrachtenden Umbau am Eingang aufwiesen.

Unsere Abb. 3 stellt einen nach meinen Angaben von Herrn W. Wilhelm gezeichneten Wiederherstellungsversuch des Hauses I dar. Das Haus besaß außer dem kleinen Vorbau nur einen Raum, der in den gewachsenen Boden eingetieft war und einen Herd enthielt. Der Bau war verhältnismäßig klein: Seine Länge betrug etwa $5\frac{1}{2}$ m bei einer Breite von $4\frac{1}{2}$ m. Aus der Anlage der Pfostenlöcher ergab sich als zweifellos, daß senkrechte Hauswände vorhanden waren, die allerdings in Anbetracht der Eintiefung des Innenraums ziemlich niedrig gewesen sein dürften. Diesem Umstande trägt unser Wiederherstellungsversuch der Abb. 3 Rechnung. Die Wände bestanden

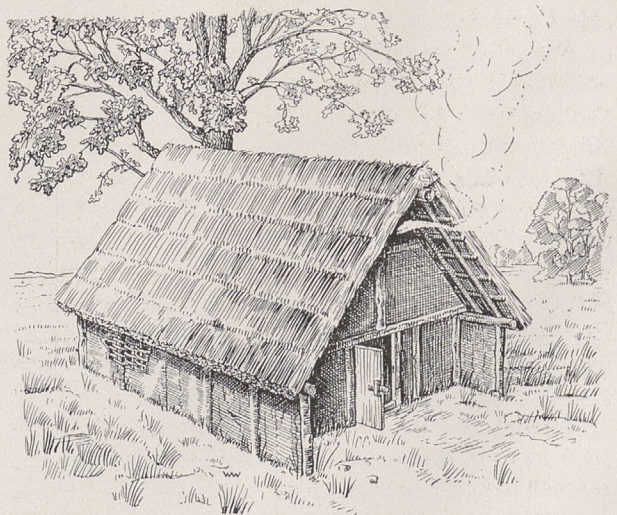


ABB. 3. WIEDERHERSTELLUNG des jungsteinzeitlichen Vorhallenhauses I von Dohnsen

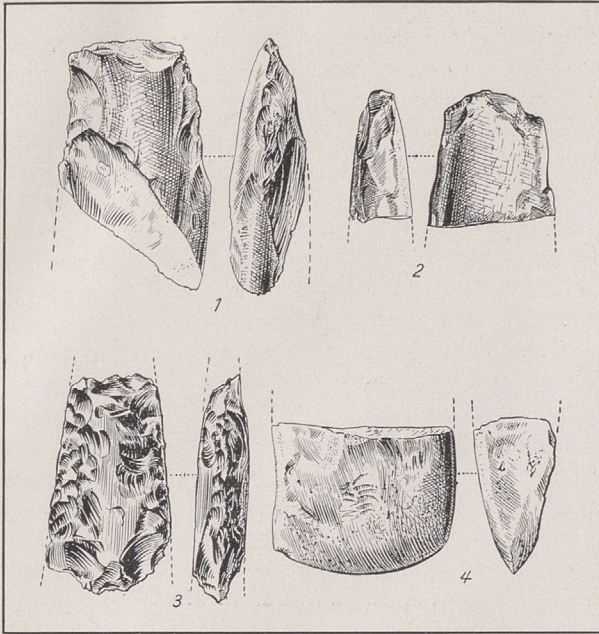


ABB. 4. BRUCHSTÜCKE VON STEINBEILEN aus dem Steinzeitdorf Dohnsen

aus einem mit Lehm beworfenen Flechtwerk, vermutlich von Weiden und anderen Weichhölzern. Der Hüttenbewurf, welcher von anderen Fundplätzen gut bekannt ist, wurde auf dem Lührsberg bisher nur in wenigen Stücken gefunden. Das beruht — jedenfalls soweit der bislang untersuchte Teil des Dorfes in Betracht kommt — wohl darauf, daß die Häuser meist nicht verbrannt sind, sondern, nachdem man sie verlassen hatte, allmählich in Verfall gerieten, wobei der Hüttenlehm aufweichte und sich schließlich mit dem die Oberfläche des Berges bedeckenden Flottsand vermischte. Es wäre sehr zu wünschen, daß bei der Fortsetzung der Untersuchungen auch einmal verbrannte Häuser zutage kommen, da sich bei ihnen erfahrungsgemäß neben den verkohlten Hölzern auch die hartgebrannten Lehmbacken besser erhalten als bei einem allmählichen Verfall eines Hauses. Aus der das übliche Maß übersteigenden Ausdehnung der Siedlung A von Dohnsen und der mehrfach beobachteten Tatsache, daß oft Häuser an solchen Stellen errichtet worden sind, auf denen vorher schon ältere Bauten bestanden haben müssen — das geht aus der manchmal unentwirrbaren Fülle von Pfosten und dem Überschneiden einzelner Pfostenlöcher hervor —, darf gefolgert werden, daß das Dorf lange Zeit, vielleicht mehrere Jahrhunderte hindurch, bestanden hat.

Über die zeitliche Einstufung in das 3. Jahrtausend v. d. Ztr. besteht in Anbetracht der überaus zahlreichen Fundgegenstände aus Ton, Feuerstein usw. kein Zweifel. In der Abb. 4 sind einige Nacken- und Schneidenbruchstücke von geschliffenen Feuersteinbeilen abgebildet. Es fällt auf, daß bis-

her noch kein Nackenbruchstück eines der späten ausgeprägt dicknackigen Beile (mit fast viereckigem Nacken) gefunden worden ist. Ob allerdings das Dorf schon zur Zeit der dünnnackigen Beile bestanden hat, wie man vielleicht aus dem in Abb. 4, 1 gezeigten Beilrest ableiten könnte, ist noch nicht gesichert, weil hier anscheinend die Ausbesserung eines beschädigten Beiles vorliegt. An sonstigen Waffen und Werkzeugen aus Feuerstein sind grob gearbeitete Speerspitzen (nur 1 Belegstück, Abb. 5, 1), eine Anzahl längsschneidiger Pfeilspitzen verschiedener Form (Abb. 5, 2—4) und viele querschneidige Pfeilspitzen (Abb. 5, 5—8) vorhanden. Dazu treten, außer anderen Werkzeugformen, viele Hunderte von Schabern in allen Größen und Spielarten. Diese zu vielfacher Arbeit verwendeten Schaber (Abb. 5, 9—11) stellen den Hauptteil der in und bei den Häusern gefundenen Gerätschaften aus Feuerstein dar. Dagegen treten die Klingen sehr zurück. Gelegentlich sind auch andere Gesteinsarten, besonders Quarzite, zur Verwendung gekommen, vornehmlich als Reiber und Schlagsteine. Es muß bemerkt werden, daß sich unter den weit über tausend Fundstücken nicht ein einziges Bruchstück eines Beiles oder Hammers aus Felsgestein befindet.

Außer den Feuersteinsachen konnten große Mengen von unverzierten und verzierten Scherben von Tongefäßen geborgen werden. In den Häusern fanden sich ferner Spinnwirtel (Abb. 6, 1)

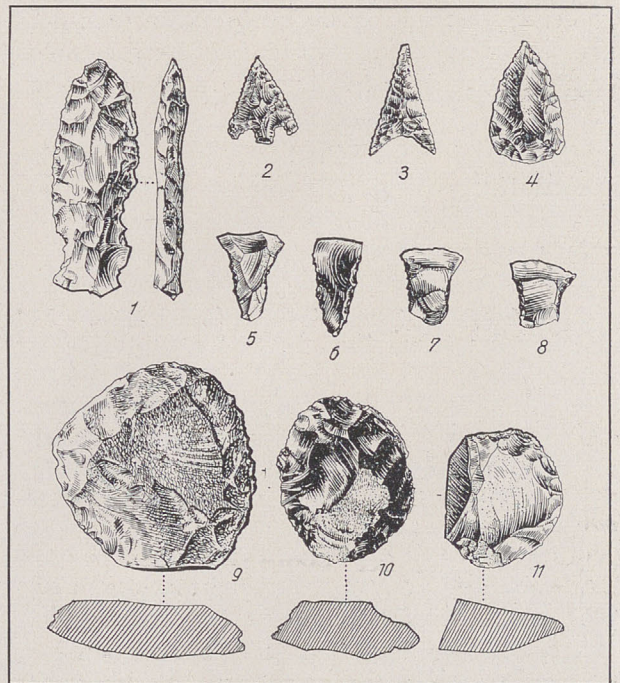


ABB. 5. FEUERSTEINWERKZEUGE von Dohnsen. 1 Kl. grob gearbeitete Speerspitze, 2—8 Pfeilspitzen, 9—11 Schaber

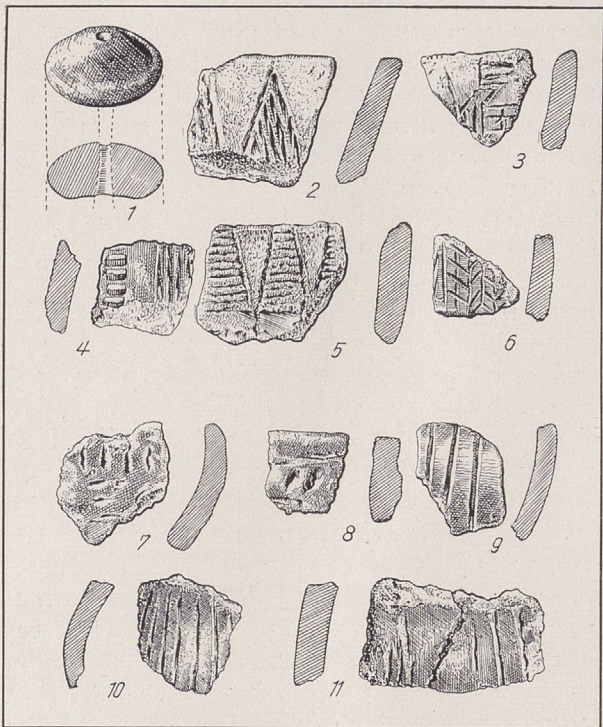


ABB. 6. SPINNWIRTEL (1) UND GEFÄSS-SCHERBEN (2—11) von Dohnsen

und Bruchstücke von solchen. Unter den verzierten Tongefäßen — eine kleine Auswahl der Scherben bietet die Abb. 6, 2—11 — scheinen nach den bisherigen Beobachtungen rillenverzierte Trichterbecher und hohe eimerartige Gefäße vorzuwiegen. Ob einzelne Gefäße zusammengesetzt werden können, steht noch dahin. Am ehesten wird es wohl bei einigen unverzierten Gebrauchsgefäßen möglich sein.

Als Ergebnis der bisherigen Voruntersuchungen ist festzuhalten, daß es gelungen ist, fundreiche

Walter Kropf

Die Goldscheibe von Moordorf in Ostfriesland

Mit zu den wertvollsten Funden, die das Landesmuseum Hannover aufzuweisen hat, sind die Goldgeräte zu zählen. Neben dem Becher von Sölenkamp und den Kultschalen von Terheide verdient die größte Beachtung die Goldscheibe von Moordorf, Kr. Aurich, die in Ostfriesland in der Nähe von Walle gefunden wurde (Abb. S. 289).

Doch wie das so häufig bei vorgeschichtlichen Goldgeräten der Fall ist, wurde auch dieser Fund in seiner Bedeutung nicht erkannt, und bevor er im Landesmuseum ausgestellt wurde, hatte er nach seiner Auffindung einen weiten Weg zurückzulegen.

Kulturschichten eines großen Dorfes der Großsteingräberkultur anzuschneiden. Vielleicht wird es bei den künftigen Ausgrabungen möglich sein, einen Teil der Dorfanlage mit den einzelnen aus Wohnhäusern und Nebengebäuden bestehenden Anwesen freizulegen. Eine der Hauptaufgaben wird es hierbei sein, klarzustellen, ob mehrere Bauperioden unterschieden werden können, deren älteste möglicherweise bis in die Zeit der dünnwandigen Beile zurückreicht.

Einflüsse jenes zweiten für die Entstehung des Germanentums wichtigen Volkes der „Streitaxtleute“ (der sog. Schnurkeramiker) sind unter den bisherigen Funden der Siedlung A von Dohnsen noch nicht eindeutig nachweisbar. Oben ist gesagt worden, daß das Volk der Großsteingräberkultur in einer sehr ins Auge fallenden Weise die fruchtbaren Lößböden der Südheide bevorzugt. Die Anwesenheit der Schnurkeramiker im Lüneburgischen ist gleichfalls sicher bezeugt. Ihre Hinterlassenschaft liegt aber vor allem in den Flußtalern, auf Dünen und Flugsandböden. Aus dieser bemerkenswerten Anordnung der Funde der beiden Steinzeitvölker ist zunächst nicht so sehr auf eine verschiedene Lebensweise der beiden Völker zu schließen. Vielmehr geht in erster Linie daraus hervor, daß die Großsteingräberleute als der ältere Bevölkerungsteil der Lüneburger Heide anzusehen sind, dem noch die Wahl seiner Siedlungen freistand, während die Streitaxtleute erst später zuwanderten und sich im Laufe der Zeit mit den „Einheimischen“ vermischten. Dieser Vermischungsprozeß ist aller Voraussicht nach auf einem der oben erwähnten 4 anderen Siedlungsplätzen der Großsteingräberkultur schon in Erscheinung getreten, wie sich aus manchen auf schnurkeramischen Einfluß zurückzuführenden Einzelheiten ergibt.

Etwa im Jahre 1910 wurde die Scheibe beim Tiefgraben gefunden. Doch der Finder beachtete sie nicht weiter. Erst nach einigen Tagen, als sein Kind mit dem Stück herumspielte, entschloß er sich, es mit in seine Wohnung zu nehmen. Dort blieb es liegen, bis im Jahre 1919 ein Händler die Scheibe zusammen mit einem Tongefäß für zusammen 3 Mark kaufte. Die Goldscheibe kam in den Kunsthandel, wurde unter anderem auch dem Britischen Museum in London und einigen deutschen Museen zum Ankauf angeboten. Über München und Mainz wurde sie schließlich vom Landesmuseum in Hannover erworben.

Vom Finder und Fundort war nichts bekannt; man wußte nur, daß das Stück aus der Nähe von Aurich stammen sollte. Weitere Ermittlungen, die mit Hilfe der Tageszeitungen in Aurich angestellt wurden, und die Aussetzung einer Belohnung für den Fall, daß der Finder ermittelt würde, blieben erfolglos.

Aber wie so oft, hat auch hier ein glücklicher Zufall weiter geholfen. Nachdem überhaupt keine Hoffnungen mehr bestanden, über den Fundplatz jemals nähere Einzelheiten zu erhalten, meldete sich geraume Zeit nach dem Aufruf in der Tageszeitung der Bauer Vitus Dirks. Da er grundsätzlich keine Zeitung las, hatte er von dem Aufruf nichts erfahren. Bei der Frühstückspause warf er aber doch zufällig einmal einen Blick auf die Zeitung, mit der sein Frühstück eingewickelt war, und entdeckte so den darin enthaltenen Aufruf. Der Bauer konnte sich noch genau an den Fundplatz und an die Fundumstände erinnern; und wie bei der Nachuntersuchung im Jahre 1926 ermittelt werden konnte, hatte die Goldscheibe in einem Körpergrabe gelegen, über das ursprünglich ein Hügel aufgeschüttet war.

Die Scheibe ist aus reinstem Golde, etwa 0,14 mm stark, der Durchmesser beträgt 14,5 cm. An zwei gegenüberliegenden Stellen zeigt die sonst kreisrunde Scheibe zwei kleine Lappen, in denen je drei Löcher eingeschlagen sind, die wohl als Nagel- oder Nietlöcher zu deuten, oder die zum Hindurchziehen von Fäden für die Befestigung anzusprechen sind. Die Verzierungen sind herausgetrieben. In der Mitte befindet sich ein jetzt eingedrückter Buckel mit 4 cm größtem Durchmesser, auf dem in der Mitte ein und am Rande acht weitere kleine Buckel noch besonders herausgetrieben sind. Daran schließt sich eine Zone mit eng nebeneinander liegenden Strahlen, die am äußeren Rande von kleinen Punkten begrenzt werden. Ein glatter Streifen, in dem wieder acht kleine Buckel verteilt sind, trennt den inneren Strahlenkranz von einem äußeren, der am Innen- und Außenrande von kleinen Punkten eingefasst ist. An diese Zone grenzt ein weiterer Streifen, der im ganzen mit 32 spitzwinkligen nach dem Rande zeigenden Dreiecken gefüllt ist. Die Dreiecke wieder sind mit parallel laufenden Kerben ausgefüllt. Ein 0,4 cm breites gekerbtes Band faßt den Rand ein. — Die Verzierung ist durchweg sehr klar und deutlich zur Ausprägung gekommen; nur die Buckel sind mehr oder minder stark eingedrückt und der große in der Mitte tritt als solcher überhaupt nicht mehr in Erscheinung. Bis auf einige Risse und kleine Löcher ist die Scheibe aber in ihrer vollkommenen Schönheit erhalten.

Sehen wir uns nach Goldscheiben um, die wir als Vergleichsstücke dem Funde von Moordorf

an die Seite stellen könnten, so werden wir kein unserem Funde in allen Einzelheiten entsprechendes Stück wiederfinden. Goldscheiben ähnlicher Art sind aus Irland und England, weiter aus Norddeutschland und Dänemark ziemlich zahlreich bekannt, doch unsere Scheibe steht allein. Übersehen wir alle bisher bekannten Scheiben, so können wir zwei Arten unterscheiden: einmal bestehen die Unterschiede in der Größe. Zu der ersten Art müssen wir die Scheiben zählen, deren Durchmesser nur bis zu 12 cm reicht; zur zweiten die, bei denen der Durchmesser über dieses Maß hinausgeht. Die größte bisher bekannte Scheibe mißt 35 cm im Durchmesser, die kleinste dagegen nur 2,5 cm. Neben dieser rein mathematischen Unterscheidung kann man die Funde aber auch landschaftlich gliedern. So gehören fast alle irischen Stücke bis auf wenige Ausnahmen, bei denen es sich um Einfuhrgut handelt, zur ersten Art, während die übrigen nordischen Funde der zweiten zugeordnet werden müssen. Kleine Scheiben sind auf dem Festland überhaupt noch nicht bekannt geworden. Hier haben wir es durchweg mit den großen Formen zu tun. Auch die Scheibe von Moordorf müssen wir zu der zweiten Art rechnen.

Noch deutlicher werden die Unterschiede, wenn wir die Verzierung bei den einzelnen Formen näher betrachten. Auf den kleinen Scheiben tritt in erster Linie das gleicharmige Kreuz auf, während im Norden Strahlen- und Kreisgruppenmuster vorherrschen. Zwar weisen die Funde aus beiden Gebieten viele gemeinsame Züge auf, doch läßt sich auf das Ganze gesehen eine klare Trennung durchführen. So müssen wir auch unsere Scheibe von Moordorf, bei der die nordischen Elemente vorherrschend sind, zur Gruppe der nordischen Goldscheiben zählen.

Wenn in der Urgermanenzeit Goldgeräte auch verhältnismäßig zahlreich — jedenfalls im Vergleich mit dem nichtgermanischen Gebiet derselben Zeit — vertreten sind, so berechtigt dies nicht, in der Scheibe von Moordorf etwa nur ein einfaches Schmuckstück zu sehen. Die Strahlenverzierungen weisen auf ein Sonnensinnbild hin und wir dürfen wohl mit Recht unseren Fund als Sonnenscheibe ansprechen. Die beiden herausgezogenen Lappen deuten an, daß die Scheibe ursprünglich auf einem anderen Grund befestigt war, sei es, daß sie auf einem Gewand aufgenäht oder auf einer Holzunterlage aufgenagelt war.

Das wahrscheinlichste jedoch ist, daß sie auf einer festeren Unterlage befestigt war. In diesem Falle hätten wir eine Parallele zu der Scheibe von Trundholm (Dänemark), bei der der Goldbelag auf eine verzierte Bronzeunterlage aufgedrückt ist. Bei dem Gerät von Trundholm, bei dem die Scheibe zusammen mit einem plastisch modellierten Bronzepferd auf ein sechsrädriges Gestell gesetzt

ist, dürfte jeder Zweifel hinsichtlich eines Sonnensymbols ausgeschlossen sein.

Während der Urgermanenzeit ist Irland ein Hauptzentrum der Goldgewinnung. So erscheint es durchaus angängig, dieses Gebiet als Heimatland der kleinen Scheiben anzusprechen. Als Heimatland der großen Goldscheiben dagegen müssen wir den Norden ansehen. Zwar ist das Rohmaterial aller Wahrscheinlichkeit nach aus Irland zum Norden eingeführt worden, wodurch auch erklärlich wird, daß manche irischen Einflüsse im Norden wiederzufinden sind, doch die Herstellung der Scheiben ist im eigenen Lande erfolgt.

Die Scheibe von Moordorf, Kr. Aurich, ist auf Grund ihrer Größe, Verzierung und Beziehung zur Trundholmmer Sonnenscheibe als nordisch anzusprechen. Die Siedler in Dänemark und Norddeutschland sind in der fraglichen Zeit Germanen.

Hans Müller-Brauel

Eine Stele mit Sonnensinnbild aus Niedersachsen

Meine Liebhaberei für Steingärten führte zur Entdeckung einer prachtvollen großen Stele, die ein geradezu wundervolles Sonnensymbol trägt. Im ersten Erblicken die große Bedeutung des Stückes erkennend, hatte ich dann das Glück, die Stele für das von mir geleitete „Väterkunde - Museum“ zu Bremen erwerben zu können. Eine Zeichnung, an Professor Schwantes gesandt, brachte von ihm die Zustimmung, daß es sich nur um eine endsteinzeitliche oder frühbronzezeitliche Stele handeln könne.

Unsicher war zunächst die Fundstelle der Stele, sicher war nur, daß der Besitzer sie aus einer, wenige Kilometer von dem berühmten Megalithgrab von Kleinen-Kneten entfernten kleineren Ortschaft erworben hatte. Eine Suchfahrt führte zur ganz sicheren Feststellung, sowohl des Fundortes als auch der Fundumstände. Durch diese erhält die Stele erst ihre große

Für das ostfriesische Gebiet steht uns für diese Annahme das gleiche Recht zu. Ein einzelner Fund erscheint zwar nicht als genügend beweiskräftig, doch wenn wir berücksichtigen, daß die Goldscheibe als Beigabe in einem Hügelgrab gelegen hat und wir dieses Stück als Attribut eines Priesters zu werten haben, so dürfte darin eine Erhärtung unserer Annahme zu sehen sein. — Als fremdes Einfuhrgut würden unsere Vorfahren wohl schwerlich ein so hervorragendes Stück, daß für die damalige Zeit gleichfalls von sehr hohem Wert war, einem Verstorbenen als einfache Grabbeigabe mitgegeben haben. — Besteht unsere Annahme zu Recht, so würde dies bedeuten, daß während der Urgermanenzeit mit einer germanischen Besiedlung auch in Ostfriesland zu rechnen ist.

Schrifttum: Jacob-Friesen, Die Goldscheibe von Moordorf. Spet 1931.

Bedeutung, die nicht nur darin liegt, daß es sich um die erste Stele mit Sonnensinnbild in Deutschland handelt.

Gefunden ist die Stele im Jahre 1921 beim Abbruch eines alten Bauernhauses vom Jahre 1668, zu Beckstedt, Ortsteil „Zur Straßburg“, Kr. Hoya. Von hier wanderte sie gleich nach ihrer Aufgrabung in einen Steingarten. Der noch lebende, recht intelligente Bauer gab folgenden Fundbericht, den ich hier hochdeutsch in knapper Fassung wiedergebe: „Als wir das alte baufällige Haus abgebrochen hatten und auch die großen Sockelsteine entfernt waren, sagte uns der Bauleiter, nun müsse noch der „große Erdknaft“ unter der ehemaligen großen Diele des Hauses entfernt werden, um dem neuen Hause eine bessere Stellung zu geben. Wie stets, zwischen den etwa 1 m tiefen Ställen belegen, sah es aus, als ob man unter



STELE MIT SONNENSINNBILD

von Beckstedt

der ebenfalls 1 m hochgelegenen Diele eine dort natürlich vorhandene Anhöhe nur zu oberst etwas abgeplattet hätte, um sie so besser benutzen zu können, um nicht noch die nötigen Erdmassen zur Erhöhung der Diele auffahren zu müssen. Als wir an die Beseitigung der Erhöhung gingen, kam in etwa 30 cm Tiefe der „Stein mit den Rinken“ zutage. Wir legten ihn abseits, um daraus, wenn die Rillen abgeschliffen wären, einen Familiengrabstein zu machen. Das unterblieb, weil ihn ein Jagdherr kaufte. — Etwa 60—70 cm unter dem bunten Stein kam eine Steinpackung zutage, erst warfen wir die Steine, von Kopf- bis mehr als Eimergröße, hinaus, dann mußten wir sie aber frei graben, weil sie immer größer wurde. Die Steinpackung hat wohl gut 5 m in der Länge und etwa 3,50 m in der Breite gemessen. Diese Steinpackung hat viele Kubikmeter Pflastersteine geliefert, — die Ortsstraße, die man hier sieht, reichlich 120 m lang, ist ganz davon gemacht. Unter diesen losen Steinen trafen wir dann auf große Felsen, 3 Stück, die wir erst sprengen mußten, um sie herauszubekommen. Wir haben sie in der Mitte gespalten, — es sind die, die dort noch liegen, sie waren zu hart, um sie zu Pflastersteinen ganz zu zerschlagen. (Aufgemessen, aneinandergewälzt, hatten sie alle 3 je etwas über 2 m Länge, 80 cm Dicke bzw. Höhe und etwa 90—100 cm Breite.) Diese 3 Steinblöcke lagen auf Trägersteinen, die je etwa 80—90 cm hoch waren. Auf meine Frage, was dann zwischen bzw. unter den Steinen sich befunden hätte, bekam ich die Antwort: „O, nichts besonderes: etwas Kohle, Asch un Knaken un Potschörn!“

Diese durchaus verlässlich gegebene Erzählung macht es zur absoluten Gewißheit, daß hier ein Megalithgrab der Endzeit zerstört wurde, ohne daß es als Grab erkannt worden wäre. Ist nun auch, leider, das Grab restlos zerstört, sind keinerlei Fundstücke bewahrt, so ist es andererseits völlig sicher, daß die Stele der Wende von der Jüngerer Steinzeit zur frühen Bronzezeit angehört.

Die Sonnenstele ist 89,5 cm hoch, oben 60, ganz unten 16 cm breit und die größte Dicke beträgt 33—40 cm. Die „Sonne“ hat genau 54,5 cm Durchmesser, die elf Rillen um das Mittelgrübchen sind je 10—14 mm breit und 4—5 mm tief eingeritzt. Ritzspuren lassen erkennen, daß die Rillen mittels Zirkelschlag vorgeätzt wurden, — eine frühbronzezeitliche Technik, die wiederholt bei Bronzen

festgestellt werden konnte. Das Gewicht der Stele beträgt $5\frac{1}{2}$ Zentner. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hier eine „Sonne“ dargestellt ist. Welches Volk die Stele geschaffen hat, darüber kann möglicherweise ein Fingerzeig gegeben werden.

In meiner nordwestdeutschen Heimat finden sich in Hügelgräbern, m. W. nur in solchen, welche von den eingewanderten Schnurkeramikern erbaut sind, und weiter in Urnenfriedhöfen, und zwar in solchen, welche nach meinen Grabungserfahrungen aus dem Volke der Schnurkeramiker hervorgegangen sind, sehr oft in klarer und deutlicher Weise Grabstelen, in den meisten Fällen aus völlig natürlichen, geeigneten Steinblöcken von 45 bis 80 cm Höhe und 25—45 cm Breite. In manchen Fällen sind aber diese Stelen auch aus künstlich gespaltenen oder aus natürlichen, etwas zugerichteten Steinen gemacht. Diese Stelen finden sich besonders zahlreich in den frühesten, jungbronzezeitlichen Urnenfriedhöfen. Aber auch noch des öfteren in eisenzeitlichen, germanischen Friedhöfen, so in dem zu Breddorf, Kr. Zeven (siehe „Mannus“ 24, S. 445 ff.). Diese Stelen, aus welchen m. E. die späteren, noch heute lebendigen hölzernen „Likenpale“ der kirchlichen Friedhöfe von ganz Nordwestdeutschland hervorgehen, sind meiner Beobachtung nach nicht immer von den betreffenden Ausgräbern erkannt, mehrfach konnte ich in den Jahren 1912—1925 in den zusammengelegten Steinhäufen der ausgegrabenen Urnenumpackungen solche Stelen, ich meine hier mehr oder minder künstlich zugerichtete, feststellen. Weiter sei noch angemerkt, daß die allerletzten Steinstelen sich in jenen Urnenfriedhöfen finden, welche in ihren ältesten Teilen andersvölkisch als sächsisch sind. In den älteren Teilen kommen Stelen des öfteren vor, mit den rein sächsischen Urnen nur noch ganz vereinzelt; man erkennt: die älteren Volksteile haben die sächsische Kultur angenommen, sie behalten aber teilweise altgewohnte Bräuche. An den Bericht des römischen Schriftstellers Amianus Marcellinus, daß die Langobarden die Gewohnheit hätten, auf den Gräbern ihrer Verstorbenen eine hölzerne Bildsäule mit einem menschlichen Kopfe oben zu setzen, sei hier nur erinnert. — Der Brauch liegt in gleicher Linie.

Das ich mich ganz unsäglich gefreut habe, dieses wundervolle Denkmal germanischen Glaubens und Volkstums in ein Museum gerettet zu haben, wird man verstehen können.

**Die Kraft der Menschen und der Nationen liegt in der Fucht und der
Opferfähigkeit.**

Paul de Lagarde



ABB. 2. TONGEFÄSSE des 3. Jahrhunderts Grundform der Keramik von Westerwanna in verschiedener Ausprägung

Carola Linnfeld

Der sächsische Friedhof von Westerwanna

Als Widukind von Corvey, ein sächsischer Mönch aus dem Kloster Corvey an der Weser, am Ende des 10. Jahrhunderts die Geschichte des sächsischen Stammes aufzeichnete, begann er mit der Stammesgeschichte. Nach ihr sind die Sachsen Einwanderer, die in alten Zeiten einmal über das Wasser gekommen waren und sich in Hadulva festgesetzt haben. Hadulva, das ist das Land Hadeln, in dem Landzipfel zwischen Weser- und Elbemündung gelegen, heute das Kernstück des großen niedersächsischen Raumes. Es ist ein Land aus Marsch und Geest, Heide und Moor aufgebaut, dessen Rückgrat ein diluvialer Höhenzug bildet, der von Cuxhaven im Norden bis nach Wesermünde im Süden herunterreicht. Er bildet zugleich die Grenze Hadelns im Westen gegen das Land Wursten. Im Süden und Osten sind es die Niederungen des Geeste- und Ostflusses, im Norden die Elbe selbst.

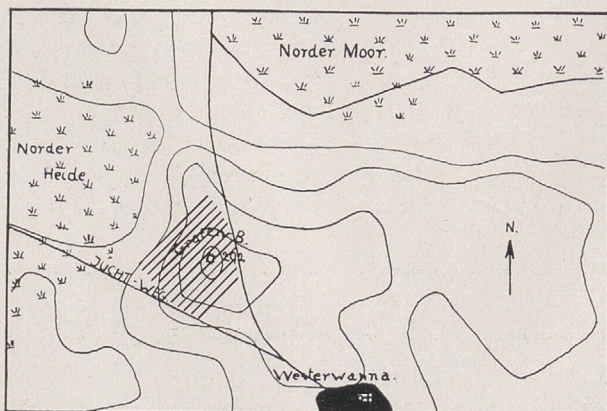


ABB. 1. LAGEPLAN des Gräberfeldes von Westwanna

Die Sage von der Einwanderung der Sachsen ist von der modernen Forschung bislang noch nicht eindeutig bewiesen oder widerlegt worden. Die älteste schriftliche Quelle, von Ptolemäus um 170 aufgezeichnet, nennt sie im Norden der Elbe, das nächste Mal hören wir wieder für das Jahr 285 von Sachsen, die nach dem Bericht von Eutrop als Seeräuber die Küste Galliens brandschatzen. Sonst schweigen die Quellen und setzen erst mit der späteren angelsächsischen Überlieferung wieder ein. Statt ihrer aber reden die Urkunden des Bodens, die großen sächsischen Gräberfelder, wie der Galgenberg bei Cuxhaven, Altenwalde, Dingen und Wehden, um nur einige zu nennen. Sie liegen zu meist auf dem oben genannten nord-südlich verlaufenden Geestrücken, oder sind an ihn angelehnt. Der größte und bedeutendste Friedhof aber liegt mitten im

Land auf einer langgestreckten Seeinsel bei dem Dorfe Westerwanna. Er trägt nach Westerwanna seinen Namen und hat ihn als „Stufe von Westerwanna“ auf die gesamte Kultur übertragen, die das Gräberfeld vertritt.

Dort, wo im Norden des Dorfes eine Seezunge sich weit in das Moor vorschiebt, liegt am Ansatze dieser Zunge als höchster und weithin beherrschender Punkt ein riesiger bronzezeitlicher Grabhügel



ABB. 3. GEFÄSS MIT HAKENKREUZ und gleicharmigem Kreuz

von 20 m Höhe. Es ist der Grafenberg oder der Grauen Barg, wie die Leute aus Westerwanna ihn nennen (Titelbild). Einst stand zu Füßen dieses Hügels ein Großsteingrab aus der jüngeren Steinzeit, das ist aber längst dem Erdboden gleichgemacht. Um den Grabhügel herum erstreckte sich das sächsische Gräberfeld. Ursprünglich dürfte der Friedhof mehrere 1000 Urnen geborgen haben, obwohl sich die einstige wirkliche Größe nur vermuten läßt, denn die jüngste Geschichte des Gräberfeldes am Grafenberg ist traurig, wie die der meisten sächsischen Begräbnisstätten im Lande, Altenwalde an der Spitze.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann das Wettgraben der Bauern nach Urnen. Winter, ein Händler aus der Umgebung, kaufte sie für 3 Mark das Stück zusammen, er grub auch selbst und lieferte diese Urnen zumeist dem Völkerkundemuseum in Hamburg ein. Von einer fachgemäßen Ausgrabung konnte natürlich keine Rede sein, nur die heilen Gefäße wurden geborgen, von den anderen nur die in die Augen fallenden Beigaben aufbewahrt und die unbrauchbar erscheinenden Scherben wieder untergegraben. Die geschlossenen Funde wurden häufig auseinandergerissen und haben dadurch an urkundlichem Wert

eingebüßt. Wir sind daher F. Plettke, dem ehemaligen Leiter des „Morgenstern-Museums“ in Seeßemünde für seine Arbeit in Westerwanna, zu allergrößtem Dank verpflichtet! Er und „Die Männer vom Morgenstern“, ein Heimatbund an Elb- und Wesermündung, haben sich 1908 erstmalig darum bemüht, die Grabungen in andere Bahnen zu leiten. Erst im Jahre 1912 konnten die Ausgrabungen beginnen und in den nächsten Jahren unter Plettkes Leitung zu Ende geführt werden. So wurde noch in letzter Minute das gerettet, was den „Ausgräbern“ in gut 2 Jahrzehnten entgangen war. Die Museumsbestände aus dem Friedhof wurden auf über 2000 Urnen, die Beigaben ausgenommen, gebracht, was aber wichtiger ist, es wurde bei diesen Grabungen alles Notwendige beachtet und die geschlossenen Funde zusammengehalten.

So wissen wir heute, daß das Gräberfeld von Westerwanna in der Hauptsache Urnenbestattungen enthielt, wobei die Urnen, mit der Knochenasche und den Beigaben gefüllt, ohne erkennbare Anordnung zumeist frei im Boden standen. Daneben kamen vereinzelt Brandgrubengräber vor, die sich aus viel Holzkohle, wenig Scherben und Knochenasche und spärlichen, im Feuer gänzlich zerschmolzenen Beigaben zusammensetzten.

Den größten und wertvollsten Besitz aus dem Friedhof am Grafenberg beherbergt das „Morgenstern-Museum“ in Seeßemünde, dann folgt das „Museum für Völkerkunde“ in Hamburg. Dar-



ABB. 4. TONURNE aus dem 4. Jahrhundert

über hinaus sind Funde bis in die entferntesten Museen des Deutschen Reiches gelangt.

Zerbrochen und verstaubt stehen die meisten der Funde auf einem dunklen Museumsboden aufgestapelt, und wir, die Beschauer, müssen sie erst lange und eingehend betrachten, ehe sie uns, die wir von ihrer bunten Formenfülle nicht mehr ver-

wirrt sind, ihre Geschichte preisgeben. Eine Gewandspange mit zweilappiger Rollentappe und Standfußgefäße, die Alfred Plettke in seinem Werk: „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen“ abgebildet hat, macht mit dem 1. Jahrhundert den Anfang. Leider sind diese frühesten Gegenstände unsachgemäß geborgen, ihre Fundumstände sind unbekannt, und durch ihre Form allein können sie über Beziehungen zu den späteren sächsischen Dingen keine Auskunft geben. Die sicher sächsischen Funde setzen erst um die Mitte und gegen Ende des 3. Jahrhunderts ein. Die herrschende Grundform in der Keramik ist klar zu umreißen: Ein bauchiger Topf, der einmal schlanker, ein anderes Mal untersehter sein kann, mit abgesetztem, nach auswärts neigendem Hals. Der Halsansatz ist zumeist durch eine umlaufende, gekerbte Leiste besonders betont. Die weitere Verzierung schwingt sich als Zickzackband, manchmal mit kleinen Ausschmückungen versehen, oder als waagerechte Linien um die Schulter (Abb. 2).

Von hier aus erhält der Hauptzweig der sächsischen Tongefäße in späterer Zeit seine Form. Immer wieder wird der bauchige Gefäßkörper mit der verzierten Schulter zu beachten sein, von der der unverzierte Hals durch die umlaufende gekerbte Leiste abgesetzt ist. Andere Formen, wie die große Schale, das Schälchen, die Tasse oder das Henkelfußgefäß, haben das Gesicht der sächsischen Töpferei nicht entscheidend geformt.

Schon früh entwickelt sich auf der Schulter der Gefäße ein buntes Leben. Zuerst wird die geometrische Strichverzierung durch Rosetten in den Winkeln ergänzt; in Einzelfällen tauchen überraschend auch andere Zeichen auf der Schulter auf, wie Abb. 3 an einem Beispiel zeigt.

Auf der Schulter einer vom Brand fleckigen großen Urne ist auf der rechten Seite ein linksläufiges Hakenkreuz etwas aus dem Zierverband herausgerückt und so als ein Zeichen besonderer Art kenntlich gemacht. Am linken Rand ist noch ein Teil eines gleicharmigen Kreuzes sichtbar. Das Hakenkreuz läßt sich häufiger auf sächsischen Urnen aus Westerwanna nachweisen. Am bekanntesten ist die große Urne des 5. Jahrhunderts geworden, die mit den umlaufenden erhabenen Hakenkreuzen als schönste sächsische Urne überhaupt bezeichnet wird und in vielen Nachbildungen verbreitet ist.

In der Folge wird die geometrische Verzierung noch weiter aufgegeben. Kleine erhabene Buckel werden noch im Verlauf des 4. Jahrhunderts der Schulter aufgesetzt, die dann im 5. Jahrhundert herausgedrückt erscheinen und das ganze Gefäß durch ihre barocke Formgebung bestimmen.

Der spielerische Gestaltungstrieb des sächsischen Töpfers tut sich nicht genug in der Erfindung der reichsten und schönsten Muster aus Buckeln und Dellen, Stempeln und Strichlinien zusammengestellt. Darüber hinaus setzt er 2 Buckel wie Glocken auf die Schulter, senkrecht dazwischen wie eine Nase etwa einen anderen und läßt uns, die Beschauer, im Zweifel, ob wir uns ein Gesicht oder nur ein zufälliges Muster betrachten. Nur selten einmal ist ein vollständiges Gesicht geformt mit Augen, Brauen und Nase, und dann wird dies denselben Sinn gehabt haben, wie auch das Hakenkreuz und die Stempel mit den sinnbildhaften Zeichen: den Verstorbenen vor allem Bösen zu schützen.

Solche Prachtgefäße sind aber, auf die Masse gesehen, Einzelleistungen. Einfacher verzierte und unverzierte Gefäße beherrschen das Bild. Es wäre nicht vollständig, würde man die reiche Fülle der anderen noch erhaltenen Beigaben vergessen, die Erzeugnisse des Kunstschmiedes, die Fibeln, Scheren, Messer, Bestecke zur Reinigung der Nägel und der Ohren, die

eisernen Rämme, Schlüssel, Gürtelschnallen und anderen Schmuck, die Lanzenspitzen als Erzeugnis des Waffenschmiedes, die Rämme, Nadeln und Spielwürfel aus Knochen und vieles andere mehr. Daneben die Gegenstände, die aus provinzial-römischem Gebiet, vor allem in den Anfangszeiten des Friedhofes, eingeführt wurden. Manche Dinge einheimischer Arbeit, wie z. B. ein Schlüsselbund, durch das mehrere Hakenschlüssel verschiedener Größe zusammengehalten werden, oder beinerne Spielwürfel, auf deren Seiten die verschiedenen Werte, die man würfeln kann, durch Kreise eingeritzt sind, können schlaglichtartig kleine Ausschnitte aus dem Privatleben jener längst dahingegangenen Menschen erhellen und sie uns menschlich näherücken.

Wir hatten uns den Tongefäßen zugewandt und ihre Entwicklung vom 3. Jahrhundert bis in das 5. Jahrhundert verfolgt, wo sie in ihrer Formenfülle und Lebendigkeit etwas auch von der unheimlich starken politischen Kraft des freien



ABB. 5. BUCKELURNE aus dem 5. Jahrhundert

Sachsenstammes ahnen lassen, der sich, von der engen Heimat ausziehend, zuerst England mit unterwarf, der dann ganz Norddeutschland unter seiner Führung einigte, so daß wir uns noch heute, so weit die plattdeutsche Sprache reicht, stolz als Niedersachsen bezeichnen.

Im 6. Jahrhundert findet das Gräberfeld am Grafenberg sein Ende. Auch für diese Zeit gibt die sächsische Geschichte noch Rätsel auf, zu deren Lösung das Gräberfeld beitragen könnte. Das größte Rätsel aber, die Entstehung des sächsischen Stammes, wird durch eine Bearbeitung dieses

größten sächsischen Friedhofes nicht zu lösen sein, dazu ist allzuviel in früherer Zeit zerstört worden. Durch planmäßige Aufnahme auch der anderen großen sächsischen Friedhöfe, von denen der Friedhof am Galgenberg bei Cuxhaven kürzlich durch R. Waller mustergültig veröffentlicht wurde, und nicht zuletzt durch die mächtig einsetzende Siedlungsforschung in den Werten, wird auch diese Frage gelöst werden. Der Friedhof am Grafenberg bei Westermanna aber wird darüber hinaus immer das eindrucksvollste Denkmal aus alt-sächsischer Zeit bleiben.

Hermann Schroller

Die Ausgrabung der sächsischen Königspfalz Werla

Ergebnisse der Untersuchungen im Jahre 1938

Ort, wo die Länder Hannover, Braunschweig und Sachsen zusammenstoßen, erhebt sich auf dem eiszeitlichen Hochufer der Oker die Werla, Pfalz König Heinrichs I. Noch im 19. Jahrhundert berichten die Quellen von „rudera“, d. h. wohl oberirdisch sichtbaren Grundmauern der Gebäude und Befestigungsanlagen. Heute aber steht der ganze Pfalz Hügel, Kreuzberg genannt, unter dem Pfluge. Dem heute noch lebenden, greisen Lehrer Kaufmann-Schladen verdanken wir die erste zusammenfassende Darstellung über die Pfalz Werla und ihr Königsgut. Auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Pfalz hat insbesondere der bekannte Historiker Professor Dr. Karl Brandt hingewiesen und eine erschöpfende Ausgrabung dieser Stätte gefordert.

Aber erst im Jahre 1934 war die Zeit reif für eine derartige Arbeit, die in besonderem Maße geeignet war, die Persönlichkeit Heinrichs I. von der wehrpolitischen Seite kennenzulernen. Im Jahre 1926 hatte Professor Dr. Uvo Hölscher-Hannover durch eine kurze Probegrabung das Vorhandensein von Grundmauern nachgewiesen. Jetzt, 1934, nahm, unter der tatkräftigen Förderung des ehemaligen Goslarschen Landrats Rotberg, Regierungsbaurat Dr. Becker aus Goslar die Grabungen auf und legte einen Teil der Hauptgebäude der Hauptburg frei. Im folgenden Jahre ruhten die Arbeiten, 1936 wurde die Untersuchung durch Dr. Steckeweh-Hannover fortgesetzt, der den Zug der Hauptgebäude weiter verfolgte und außerdem zeigte, daß auch im Vorgelände noch weitere Anlagen zu erwarten seien.

Schon diese Grabungen hatten ergeben, daß die Anlage der Pfalz eine viel verwickeltere war, als man ursprünglich nach den historischen Quellen angenommen hatte; denn diese schienen darauf

hinzuweisen, daß die von Heinrich I. gegründete Anlage bereits im 11. Jahrhundert zugunsten von Goslar wieder aufgelassen worden sei. Neben mittelalterlichen Resten, die sich offensichtlich über mehrere Jahrhunderte verteilten, kamen zahlreiche vorgeschichtliche Funde zum Vorschein, und so wurde ich mit der Fortsetzung der Arbeiten in den Jahren 1937 und 1938 betraut.

Um einen Überblick über die Gesamtanlage zu bekommen, setzte ich mich mit der Fliegerbildungsschule Hildesheim, einem militärischen Institut der Luftwaffe, in Verbindung, deren Kommandeur, Oberstleutnant Reinshagen, bereitwilligst die Anfertigung von Luftaufnahmen gestattete. Diese Aufnahmen wurden von Hauptmann Stein angefertigt, und zwar stammt das erste Bild vom 18. März 1937 und war kurz nach der Schneeschmelze hergestellt worden, d. h. zu einem Zeitpunkt, da die Bodenfeuchtigkeit eine besonders große war (Abb. 1). Dieses Bild läßt schon bei einfacher Betrachtung eine Reihe von Bodenverfärbungen erkennen, deren Deutung Hauptmann Stein dadurch gelang, daß er ein für die Vorgeschichte neues Verfahren anwandte, indem er nämlich die Fläche stereoskopisch photographierte und dann unter dem Raumglas auswertete. Auf diese Weise kommen selbst die geringsten Bodenerhebungen und -vertiefungen stark übertrieben plastisch zum Ausdruck, und so konnte er 5 Befestigungsringe erkennen, die teils aus Steinmauern und teils aus Erdwällen mit vorgelagerten Gräben bestanden. Weiterhin stellte er fest, daß der aus dem Innern von Ring 1 nach Nordwesten herausführende Weg ein Teil des alten Weges sei, der durch die im 19. Jahrhundert erfolgte Verkoppelung der Acker zwischen den Ringen 4 und 5 abgeschnitten worden ist, sich aber als Boden-

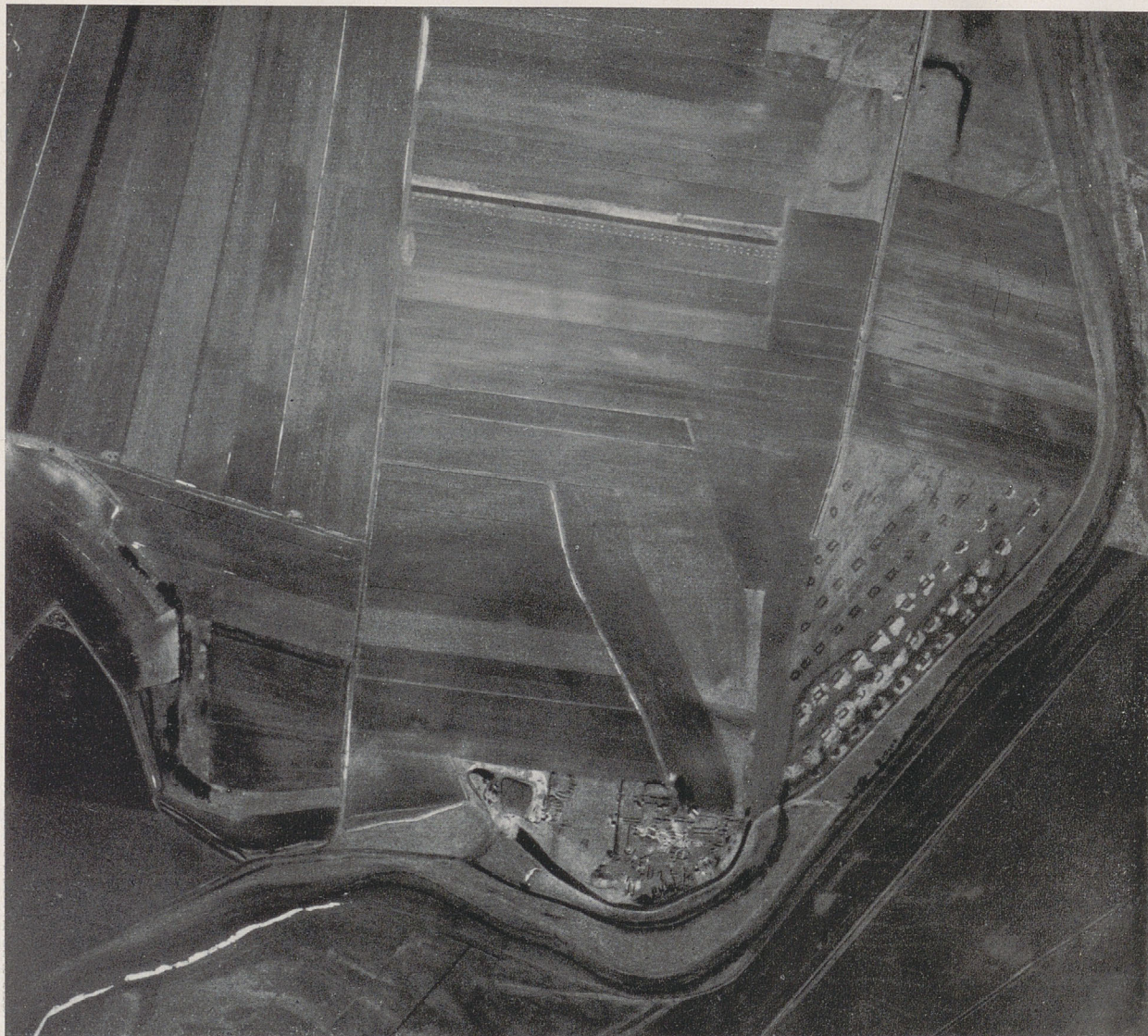


ABB. 1. LUFTAUFNAHME DER WERLABURG vom 18. März 1937. Die Befestigungsringe sind im feuchten Boden als helle und dunkle Streifen deutlich sichtbar

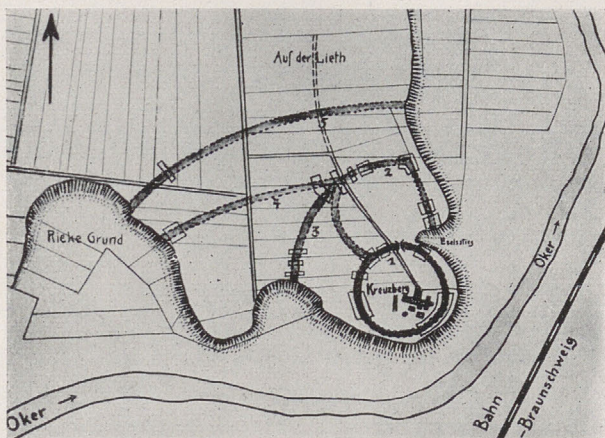


ABB. 2. SCHEMATISCHE AUSWERTUNG der Luftaufnahme vom 18. März 1937 (vgl. Abb. 1)

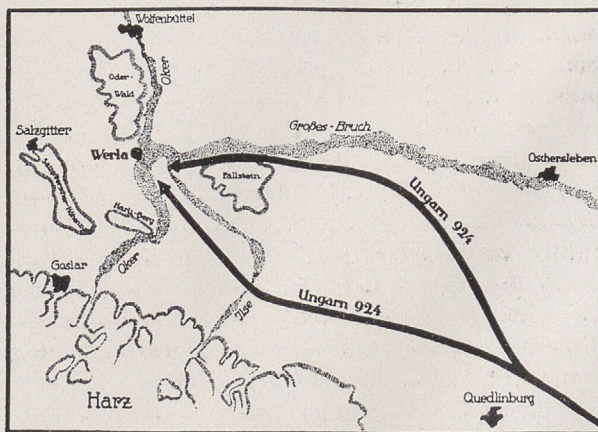


ABB. 3. DIE WERLABURG und die Ungarnzüge

verfärbung noch weiter nach Norden deutlich verfolgen läßt. Die Zugangstore lagen nach Hauptmann Stein dort, wo dieser Weg die Ringe 1, 2 und 4 bzw. 5 durchschnitt (Abb. 2).

Eine Nachprüfung dieser fliegerischen Auswertung im Gelände ergab, daß die Deutung sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte, und deswegen wurde sie als Ausgangspunkt für die neue Grabung betrachtet. Es galt, die im Luftbild erkennbaren Bodenverfärbungen möglichst genau im Gelände festzulegen, und zu diesem Zwecke wurde ein von Professor Harbert-Braunschweig angefertigtes Netz von 10-m-Quadraten über die ganze Fläche gelegt, die aus über 3000 solchen Quadraten besteht. Dieses Quadratnetz bildete ein wertvolles Hilfsmittel für die weitere Forschung, da nach den vorhandenen Mitteln pro Jahr nur etwa 20 solcher Quadrate erschöpfend untersucht werden können. Die Richtigkeit der Aufstellung eines solchen Netzes erwies sich dadurch, daß bei den folgenden Grabungen buchstäblich kein Spatenstich vergebens getan wurde, und daß jeder Schnitt wirklich das erbrachte, was die Flieger schon vorher angegeben hatten. Diese 10-m-Quadrate bildeten gleichzeitig die Grundlage für

den Katalog, in dem die Funde noch während der Grabung inventarisiert wurden. Im vergangenen Jahre waren es rund 25000 Nummern, die auf diese Weise nach den Koordinaten, sowie nach Tiefe, Schicht usw. sofort festgelegt und einzeln mit ihren Fundnummern versehen worden sind, so daß anschließend gleich eine Bearbeitung der Funde erfolgen konnte, ohne daß ein Durcheinanderbringen noch befürchtet werden mußte.

Die Grabung erfolgte mit besonderer Unterstützung des Reichsarbeitsdienstes, der sie als politisch wertvoll anerkannte. Stets nahm eine ganze Reihe von Studenten der Vorgeschichte, Geschichte und Architektur von verschiedenen Hochschulen an der Grabung teil.

Die Bedeutung der Pfalz Werla für Mittelalter und vorgeschichtliche Zeit ergibt sich aus ihrer besonderen strategischen Lage (Abb. 3). Die Pfalz liegt auf der 18 m hohen Diluvialterrasse der Oker, die heute als ein 6—7 m schmales Fläßchen in dem 2 km breiten Niederungsbecken von dem Harz nach Norden strömt. Ihre Wasserführung ist so unregelmäßig, daß sie jetzt noch häufig von einem Tag zum anderen um 1½ m steigt und dadurch stellenweise das ganze Niede-

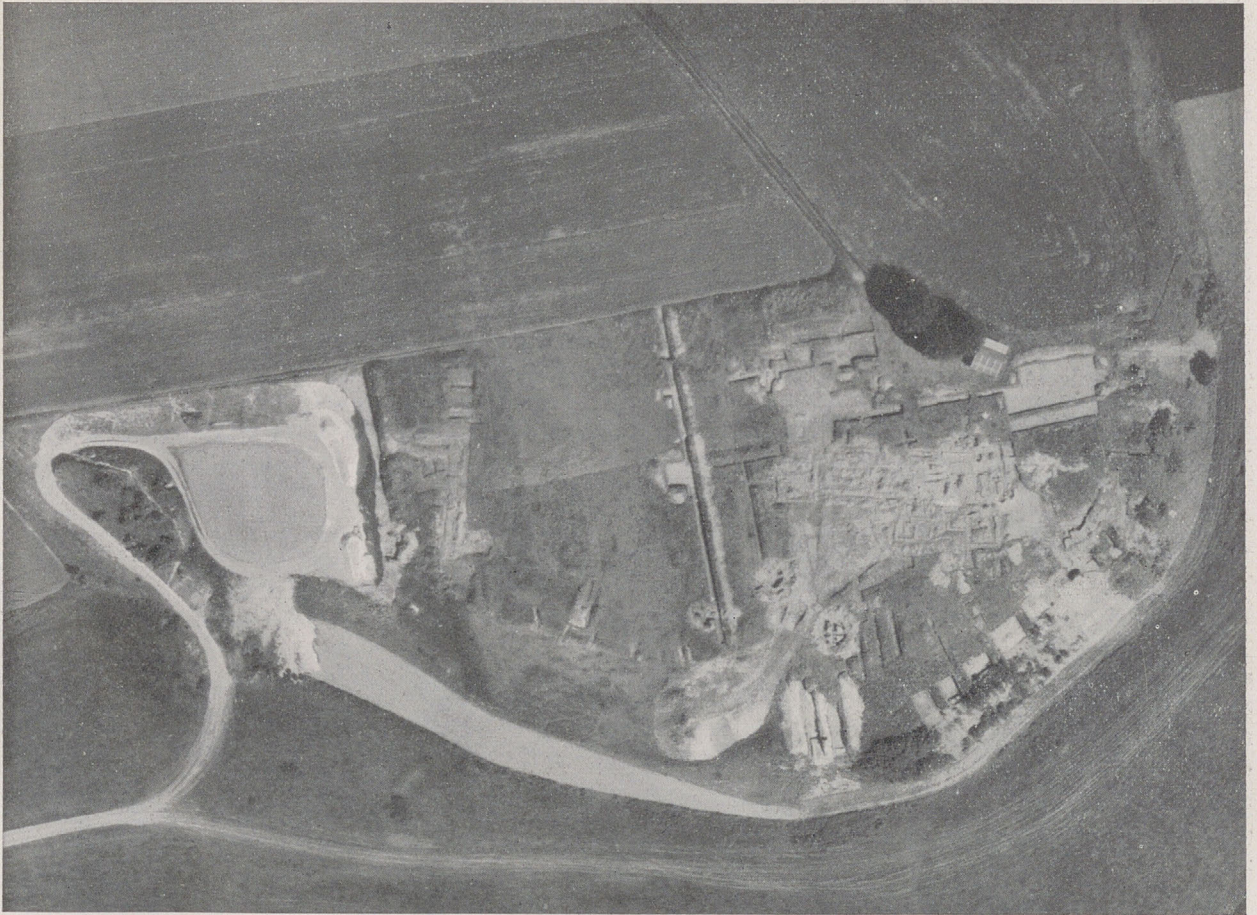


ABB. 4. LUFTAUFNAHME vom 24. Mai 1937. Bei Übernahme der Grabung

rungsbett erfüllt. Durch diese stark wechselnde Wasserführung bildet sie ein sehr beträchtliches Verkehrshindernis von Osten nach Westen und umgekehrt. Dazu kommt, daß gerade gegenüber der Werla ein kilometerbreites Urstromtal, das sog. „Große Bruch“, in die Oker mündet, das eine Länge von über 60 km hat und, in genau ost-westlicher Richtung streichend, das östliche Vorgelände in einen nördlichen und südlichen Teil gliedert. Es entsteht dadurch gegenüber der Werla ein nach Norden und Westen durch die Niederungen, und nach Süden durch die Harzberge abgeschlossener Raum, der sich nur nach Osten öffnet und beispielsweise im 10. Jahrhundert die Einfallsrichtung der Ungarn bestimmt hat, die zwischen dem Westufer der Elbe und dem Ostrand des Harzes durchstoßend, in diesen Raum gelangten und durch die landschaftlichen Bedingtheiten der Werla zugeleitet wurden. Dort, wo der einzige Zugang aus dem mitteldeutschen nach dem nordwestdeutschen Raum war, ist die Werla errichtet, die demnach als Sperrburg und nicht als Fluchtburg aufgefaßt werden muß, wie das früher geschah.

Eine Betrachtung der Funde zeigt, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit die Oker eine scharfe Grenze zwischen mitteldeutschen und nordwestdeutschen Kulturen gebildet hat. Diese Grenze hat ihre Bedeutung seit dem Zeitpunkte, da der Mensch als sesshafter Ackerbauer eine eigene Scholle besitzt und sie gegen fremde Übergriffe zu verteidigen hat. So finden wir während der jüngeren Steinzeit östlich der Oker die nordische Walternienburg-Bernburger Kultur und Schönfelder sowie Kugelamphorenkultur, weiterhin die ostische Bandkeramik und die westischen Glockenbecher, während im nordwestdeutschen Raum Außerungen der nordischen Einzelgrabkultur zu fassen sind. Diese lebt auch während der folgenden Bronzezeit weiter, während im östlichen Raum die Lunjetitzer Kultur erscheint. Während der Eisenzeit finden wir im Westen die Harpstedt-Nienburger Kultur und im Osten die Hausurnengruppe, und zu Beginn der Zeitrechnung sind es auf der einen Seite die Cherusker, auf der anderen die Hermunduren. Nachher treten im Westen die Sachsen und im Osten die Thüringer auf. Im frühen Mittelalter haben wir hier das Hildesheimer, dort das Halber-

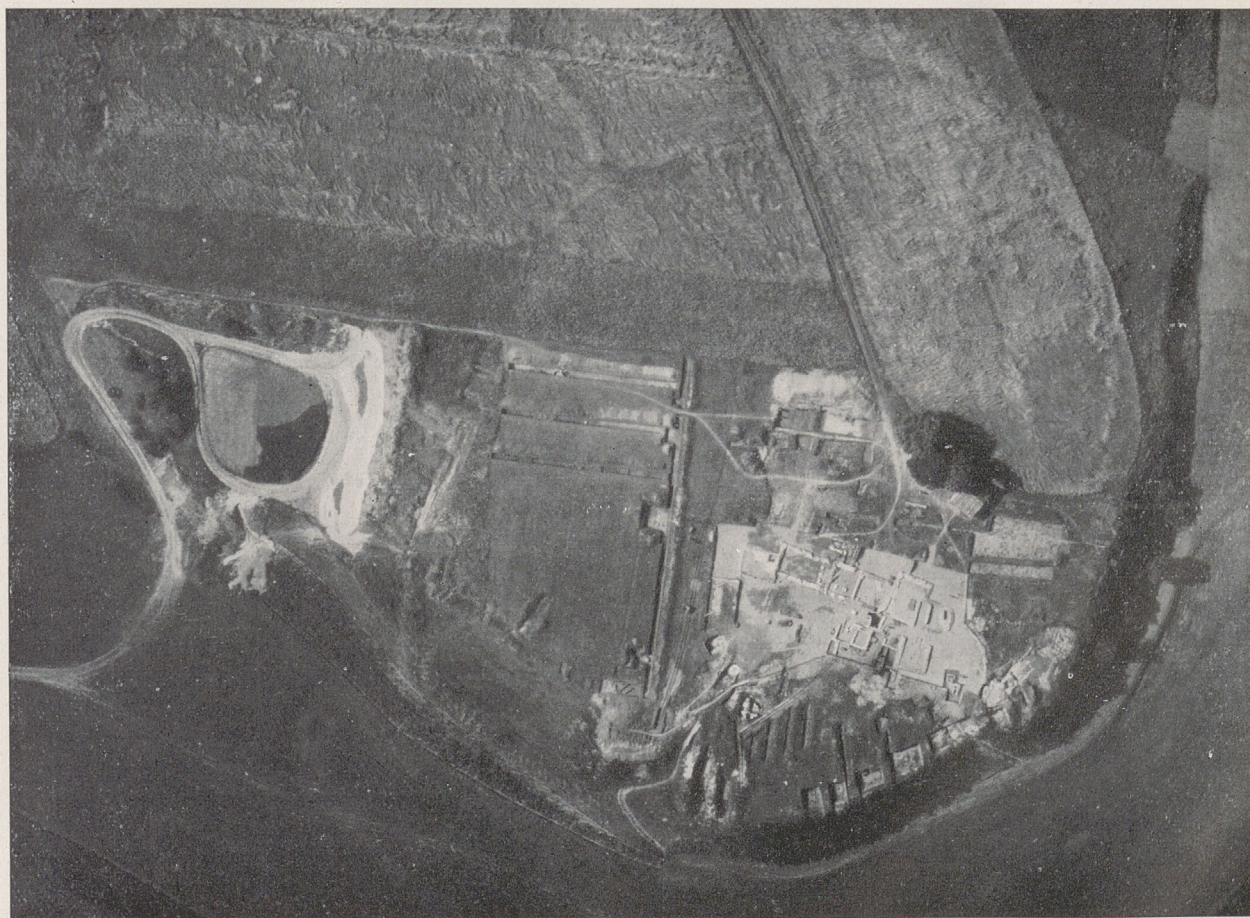


ABB. 5. LUFTAUFNAHME vom 15. Juli 1937. 6 Wochen nach Beginn der Grabung. Zu beachten ist der Verlauf der Mauerzüge im hohen Korn



ABB. 6. DIE HAUPTGEBÄUDE von Osten

städter Bistum, und heute stoßen an der Werla, wie schon erwähnt, die Länder Hannover, Braunschweig und Sachsen zusammen.

Als erste Aufgabe des Jahres 1937 galt es, in die bereits 1936 freigelegte Fläche mit den Hauptgebäuden eine Übersicht hineinzubringen. Den Zustand bei Übernahme der Grabung gibt das Bild vom 24. Mai 1937 wieder (Abb. 4), während die Aufnahme vom 15. Juli den Zustand 6 Wochen später zeigt (Abb. 5). Bei dieser Arbeit gelang es, noch mehrere Fundamente der Hauptgebäude

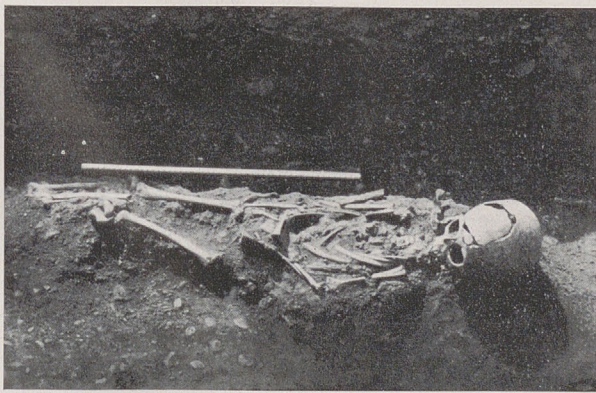


ABB. 7. KINDERGRAB am Nordrand der Kapelle

sowie verschiedene Nebenanlagen freizulegen, und zwar unter anderem eine Zisterne von 3,50 m Tiefe und einen vorzüglich erhaltenen Keller, in den 7 Steinstufen hinunterführten. Diese beiden letzteren Baukörper lassen sich auf Grund der Funde an das Ende des 13. Jahrhunderts datieren. Aus ihrer Lage zur Kapelle geht hervor, daß diese zur genannten Zeit noch bestanden hat. Bei den südlich anschließenden Küchenhäusern konnte auf Grund von stratigraphischen Untersuchungen gezeigt werden, daß sie noch im 15. und bis an die Schwelle des 16. Jahrhunderts bestanden haben. Beachtenswert ist in Abb. 5, daß sich unter dem hohen Korn die Mauerzüge in ihrem Verlauf deutlich abzeichnen.

Soweit die Grundmauern der Hauptgebäude nicht mehr vorhanden waren und nur noch teilweise in Bodenverfärbungen sich erkennen ließen, wurden sie durch aufgeschüttete und mit Rasen eingesäte Erddämme gekennzeichnet, und zwar zunächst nach dem Plan von Dr. Steckeweh. Eine Nachprüfung des im Ostteil gelegenen Kapellengrundrisses durch Dr. Rudolph ergab, daß die von Dr. Steckeweh angenommene Form der Apsis aus konstruktiven Gründen unmöglich war. Nach Rudolphs Auffassung liegt vor dem breiten Quer-

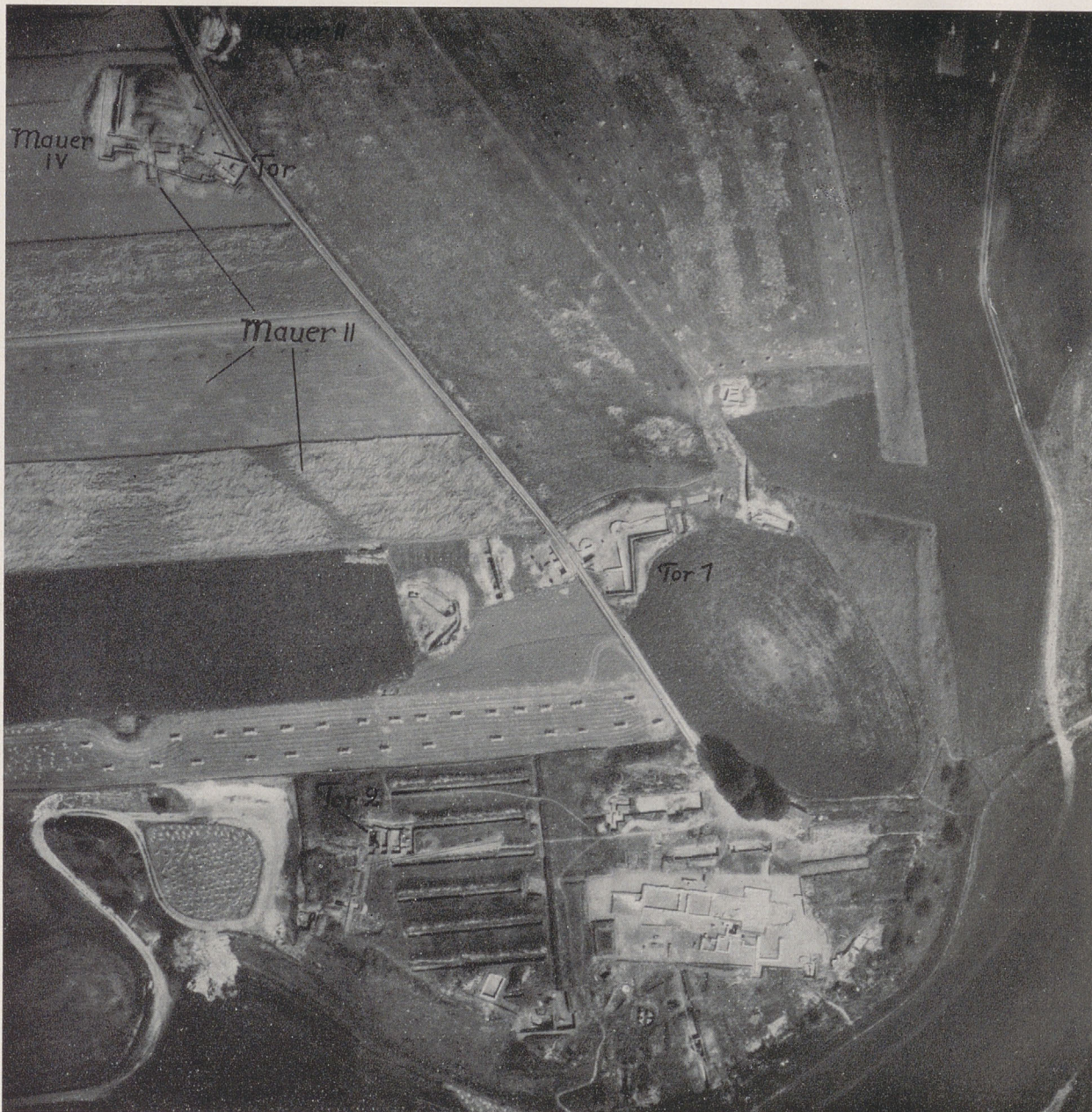


ABB. 8. LUFTAUFNAHME vom 5. August 1938

schiff ein Chorquadrat, an das sich eine kurze schalenförmige Apsis anschließt. Bemerkenswert ist weiterhin die Feststellung, daß die Kapelle auf der Werla und die Krypta des Quedlinburger Domes genau dieselbe Länge haben und nach einem später nicht mehr gebräuchlichen Fußmaß gebaut sind. Westlich an die 80 Fuß lange Kapelle schließen die Hauptgebäude an, und zwar zunächst ein quadratischer, dann ein schmaler und dann ein langer Raum, die sich durch starke Grundmauern auszeichnen und dadurch auf einen Oberbau schließen lassen, der vielleicht den großen Saal, die urkundlich erwähnte „magna domus“, enthalten hat. Dieser Trakt ist etwas jünger als

die wohl Heinrich I. zuzuschreibende Kapelle im Osten und ein im Westen sich anschließender kleinerer Raum mit einem gut erhaltenen Gips-estrich, der wegen einer vorhandenen Feuerstelle wohl als Kemenate bezeichnet werden kann (Abb. 6). Rings um die Apsis liegt ein mittelalterlicher Friedhof, von dem Abb. 7 ein Kindergrab zeigt.

Im Jahre 1938 beschränkten sich die Grabungen fast ausschließlich auf die Erforschung des Hauptburgringes. Über die Arbeiten am südlichen und südöstlichen Teil läßt sich noch nichts Abschließendes sagen, da die Untersuchungen noch im Gange sind. Doch ist schon jetzt so viel zu er-

kennen, daß die Verhältnisse sehr viel verwickelter liegen, als man bei früheren Grabungen angenommen hatte. Einzelne Schnitte mußten noch 4 m tiefer als die Suchgräben vergangener Jahre gelegt werden, um auf den Grund der mittelalterlichen Schichten zu kommen.

Im westlichen Teile der Hauptburg war schon 1937 durch den 2. Suchgraben von oben ein Fundament angeschnitten worden, dessen weitere Verfolgung ein gut erhaltenes Tor ergab, durch das ein Weg am Rande der Kernniederung nach dem alten Wirtschaftshof der Pfalz, der heutigen Domäne in Schladen, führte (vgl. Abb. 8). Das Tor liegt in den Quadraten 116/16 und 116/17. Es ist ganz ähnlich gebaut wie das Haupttor dieses Ringes (vgl. die Luftaufnahme Abb. 8), nur daß die äußeren halbrunden Tortürme fehlen (Abb. 9 und 10). Es besteht aus einem 3,85 m breiten

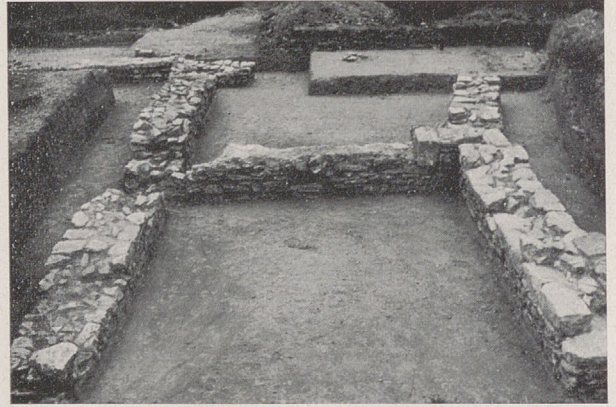


ABB. 10. TOR 2 DER HAUPTBURG

die Quermauer hinweggegangen ist. Wir dürfen annehmen, daß über diesem Fundament sich der Torbogen der inneren Durchfahrt gespannt hat. Vermutlich ist über der Torchammer noch ein allseitig geschlossener Raum anzunehmen. Nach seiner Mauertechnik und nach den Funden zu urteilen, gehört Tor 2 wie das Haupttor in die Zeit Heinrichs I.

Vor der Ringmauer läuft ein Spitzgraben, der nach dem bisherigen Befund zu schließen, vor dem Tore aussteilt und vielleicht durch eine nach Westen verlaufende Mauer abgeriegelt wird, wenn diese nicht — was noch zu prüfen ist — erst auf dem zugeschütteten Graben errichtet wurde.

Wie das Luftbild Abb. 8 zeigt, stößt die von dem geschilderten Tor nach Süden verlaufende Mauer ziemlich unvermittelt auf den Südhang. Ein Schnitt an dieser Stelle läßt erkennen, daß der vorgelagerte und viele Funde aus dem 10. Jahrhundert enthaltende Graben sich dort verjüngt. Vor ihm, also außerhalb der Ringmauer, liegt ein noch im Grundriß vorhandener Turm, von dem schätzungsweise ein Drittel bereits in früherer Zeit

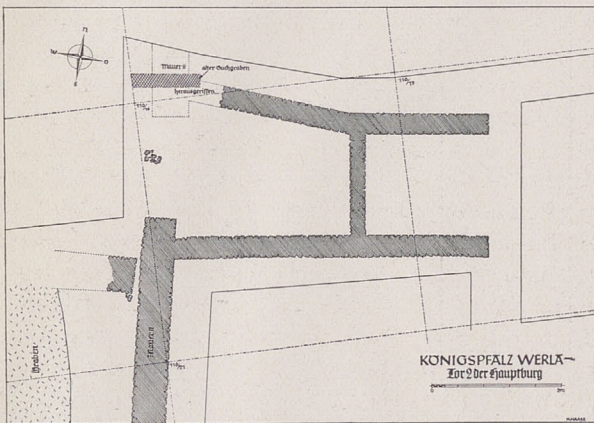


ABB. 9. TOR 2 DER HAUPTBURG

Grundriß

Durchlaß durch die Hauptmauer, durch den man in einen zwingerartigen Raum gelangt, der sich in eine ganz innen liegende Torchammer fortsetzt. Der nördliche Mauerkopf des Durchlasses ist zwar schon vor längerer Zeit völlig herausgerissen worden, doch lassen sich seine Ausmaße an einer vorhandenen Bodenverfärbung genau erkennen, die durch einen früheren Suchgraben nicht wesentlich gestört ist. Auffällig sind einige Steine in der Mitte des Durchlasses, die wohl auf eine Unterteilung der Einfahrt hinweisen. Kennzeichnend für den Torzwinger ist, daß er sich wie bei Tor 1 nach innen verjüngt, und zwar in diesem Falle durch die nördliche Zwingermauer, die im Knick an die Torchammer ansetzt. Die Torchammer selbst besteht aus einem nach Norden, Westen und Süden vorhandenen Fundament, während die östliche Innenseite von je her offen gewesen ist. Deutlich läßt sich erkennen, daß die westliche Quermauer nur als in den Boden versenktes Fundament vorhanden war und daß die Schotterung der Straße, die wie bei Tor 1 sich durch das ganze Tor verfolgen ließ, über



ABB. 11. TURM am Rande der Kiesgrube. Ein Teil des Turms ist schon weggestürzt. Der Turm ist durch eine Eisenbetonplatte unterfangen

einem Riesgrubenbetrieb zum Opfer gefallen ist. Dieser Turm wurde im vergangenen Winter durch eine Eisenbetonplatte unterfangen und vor weiterem Absturz gesichert (Abb. 11). Vermutlich stand er durch eine hölzerne Brücke mit der Ringmauer in Verbindung.

Aus dem Innern des Ringes 1 ist noch ein Backofen des 14. Jahrhunderts zu erwähnen, der südlich der Hauptgebäude freigelegt werden konnte. Er war ursprünglich bis an seine Oberfläche in eine im 12. oder 13. Jahrhundert aufgebrachte Aufschüttungsschicht eingelassen, hat also nicht so frei gestanden, wie er sich jetzt im Bilde zeigt (Abb. 12).

Im Außengelände wurde hauptsächlich bei dem Zusammenschluß der Mauern 2 und 4 (vgl. Abb. 2) weiter gearbeitet. Nach den Angaben der Flieger mußte sich dort ein Tor befinden, das auch bei



ABB. 12. BACKOFEN des 14. Jahrhunderts

der Nachsuche tatsächlich an jener Stelle herauskam. Leider ist es durch das Herausreißen der Fundamente weitgehend zerstört, doch konnte seine Anlage — auch wenn die Steine fehlten — durch Bodenverfärbungen zur Genüge erschlossen werden (Abb. 13). Die Achse des Tores verläuft in etwa nordwestlicher Richtung. Die südliche Tormauer geht mit leichtem Knick in die kräftiger ausgebildete Umfassungsmauer des Ringes 4 über. Da die Verbindungsstelle gestört ist, läßt sich die Art des Anschlusses nicht erkennen. Fast völlig weggerissen ist die nördliche Torwange, die in einem starken Winkel in die größtenteils ebenfalls weggerissene Mauer des Rings 2 übergeht. Wie bei den beiden Toren der Hauptburg haben wir hier einen Durchlaß in der Höhe der Umfassungsmauern anzunehmen, dessen Einzelheiten durch die starke Zerstörung allerdings nicht nachgewiesen werden können. Auf diesen Durchlaß folgt ein im vorliegenden Fall sehr tiefer Zwinger, dessen Mauern sich nach innen verjüngen und Anschluß an die Torraum nehmen. Die Torraum besteht aus

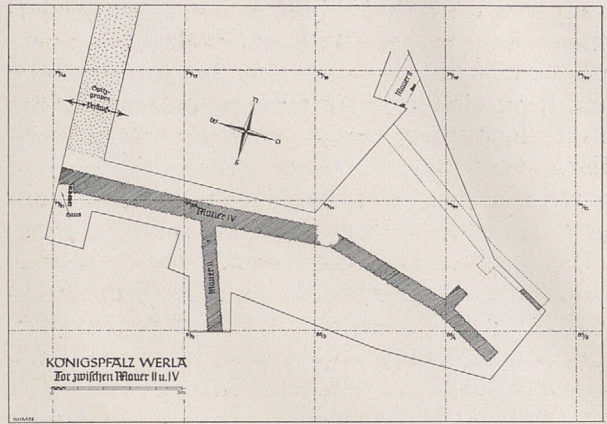


ABB. 13. TOR zwischen Mauer 2 und 4

einem annähernd quadratischen Raum, der nach Osten (d. h. nach innen) wieder vollkommen offen ist, während das dem Zwinger zugewandte Fundament in diesem Fall anscheinend nicht völlig durchging, sondern nur an den beiden Seiten vorhanden war. Es muß den Torbogen für die innere Durchfahrt getragen haben. Auch hier werden wir über der Torraum einen turmartigen Aufbau mit einem zweiten Geschoß annehmen können. In der Gesamtanlage, wie auch in den Einzelheiten der Bauweise, stimmt dieses Tor mit den Toren der Hauptburg vollkommen überein, so daß sich daraus und aus den Begleitfunden eine Gleichzeitigkeit ergibt. Diese Feststellung zeigt, daß die gesamte, gewaltige Pfalzanlage in ihrem ersten Bauabschnitt einheitlich von Heinrich I. errichtet worden ist.

Etwa 10 m vor dem Tore geht von der Mauer 4 der Südstrang des Mauerringes 2 weiter. Nochmals 10 m weiter ist an der Mauer 4, kurz bevor sie die westliche Grabungskante erreicht, ein absichtlicher Einzug erkennbar, in dem der Ansaß

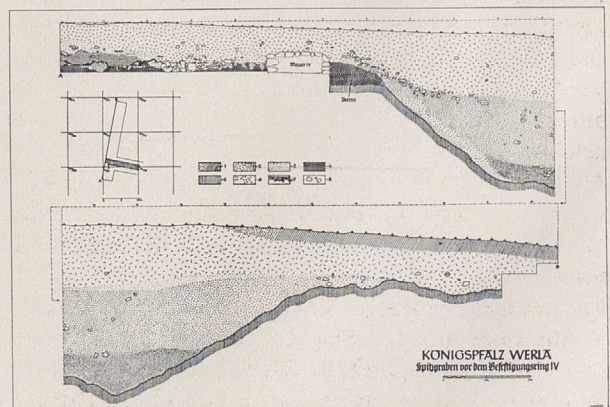


ABB. 14. SPITZGRABEN vor dem Befestigungsring 4
1 = heutiger Humus, 2 = Grabenfüllung, 3 = gelber Boden, mittelalterlicher Auftrag, 4 = alte Oberfläche, 5 = anstehender Boden, 6 = Lehmbrand, 7 = Brandschutt, 8 = Steine

zu einer etwa rechtwinklig abgehenden Steinmauer sichtbar wird. Den ganzen Umständen nach gehört diese Mauer zu einem Gebäude, das sich innen an die Befestigungsmauer anlehnt und im wesentlichen unter der noch nicht abgedeckten Fläche liegt. Den schichtmäßigen Verhältnissen nach zu urteilen gehört dieses Gebäude in die älteste Bauzeit. Seine Freilegung wird noch im Verlauf der diesjährigen Grabung erfolgen.

Vor der Mauer 4 findet sich ein ähnlicher Spitzgraben wie vor Mauer 2, wo er im vergangenen Jahre bereits aufgedeckt worden ist. Seine Freilegung erfolgte in den Quadraten 74/11 und 74/16, und zwar in Anlehnung an die westliche Grabungskante des Tor Komplexes (Abb. 14). Das Gelände fällt hier auf 22 m Länge rund 1 m nach Norden ab. Die Mauer wird zwischen Meter 4,70 und Meter 6,20 durch den Schnitt rechtwinklig getroffen. Ihr vorgelagert ist eine kurze Berme, und dann folgt der etwas unregelmäßig ausgebildete Spitzgraben, der eine Breite von rund 10 m und eine Tiefe von annähernd 4 m hat. Der Graben ist in seinen unteren 2,50 m mit dunkler Erde ausgefüllt, die einzelne Steine und gelegentlich Holzkohle enthält. Nach der Mauer zu findet sich zwischen Meter 6,50 und Meter 10 eine Sturzschiebt von Steinen, die im wesentlichen auf dieser Füllerde ruht. Es folgt dann ein etwa 20 cm starker Streifen gelben Bodens, der von einem grauen Boden abgelöst wird. Dieser graue Boden geht bis an die heutige Oberfläche durch und läßt nur teilweise die Ackerkrume erkennen. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß der alte Humus, d. h. der Humus, der zur Pfalzzeit die Oberfläche gebildet hatte, wohl in der Berme vorhanden ist, sich aber auf der Außenseite des Grabens bis nach Meter 22 nicht wieder findet. Daraus geht hervor, daß auch hier bei Ring 4 das Außengelände vor dem Graben in breiter Fläche abgetragen worden ist, wie das im vergangenen Jahre beim Studium der Verhältnisse vor dem Hauptring und dem Ring 2 nachgewiesen werden konnte. Der

abgetragene Boden wurde hinter dem Mauerring aufgeschüttet, so daß ein Geländeunterschied von ursprünglich fast 2 m Höhe entstand. Heute noch beträgt er rund 1 m. Wenn man bedenkt, daß die Front der Ringe 2—4 annähernd $\frac{1}{2}$ km lang ist, dann erhält man erst die richtige Vorstellung von dieser gewaltigen Leistung, durch die das Oberflächenbild der Werla vollkommen verändert worden ist. Bei Betrachtung der Höhenschichtenkarte zeigt sich nämlich, daß das Pfalzgelände heutigentags von der Hauptburg nach den Vorburgen stufenweise abfällt, während es nach den geologischen Verhältnissen allmählich nach dem im Norden und Nordwesten liegenden Kreiderücken ansteigen müßte, auf dem die Chaussee verläuft.

Zwischen Meter 0 und Meter 4,70 des Profils liegt das erwähnte Gebäude, dessen eine Steinwand in die Ringmauer eingelassen ist. Die Schichten zeigen, daß unmittelbar auf der alten Oberfläche eine starke Lage Brandschuttessich findet, die mit Holzkohle und Lehmbrand durchsetzt ist, und in der sich auch Steine des zusammengestürzten Oberbaues finden. Diese Schuttschicht ist mit jenem gelben Boden abgedeckt, der so kennzeichnend für die Auftragung innerhalb der Ringmauern ist. Nach oben schließen dann die Schichten mit einem grauen Boden ab, der sich in derselben Farbe und Ausprägung auch über der abgerissenen Ringmauer und über dem Graben zeigt.

In reichem Maße kamen vorgeschichtliche Funde zum Vorschein, die in fast ununterbrochener Reihenfolge von der Jüngerer Steinzeit bis in die Pfalzzeit hineinreichen. Am unklarsten ist noch der Abschnitt kurz vor der Pfalzzeit ausgeprägt. Die Funde zeugen von einer durchgehenden Besiedlung dieses strategisch hervorragend wichtigen Punktes, der seine Bedeutung erst im Mittelalter verlor, als nach der Besiegung der Ungarn festere Verhältnisse in diesem Raum eintraten.

Heldenhaftigkeit jedoch ist der Grundtypus aller nordischen Völker. Diese Heldenhaftigkeit der alten Mythenzeit aber — und das ist das Ausschlaggebende — ist nie verlorengegangen, trotz vieler Zeiten des Niederbruchs, solange dieses nordische Blut noch irgendwo lebendig war.

Alfred Rosenberg

Deutsche Vorgeschichte in der Schulungsarbeit des Gaues Süd-Hannover-Braunschweig der NSDAP

Der Gau umfaßt den südlichen Teil der Provinz Hannover und das Land Braunschweig. Er umschließt den Harz, das Weserbergland, das neu-entstehende Industriegebiet bei Salzgitter und weite Teile der Heide bis vor die Tore Bremens. Es ist eine uralte Siedlungslandschaft, deren nördlichen Teil die Riesensteingräber das vorgeschichtliche Gepräge verleihen, während im südlichen Lößgebiet die donauländische, handkeramische Kultur beheimatet ist. Hermann der Cherusker, Widukind, die Sachsenkaiser, Heinrich der Löwe und eine stattliche Zahl anderer großer Männer sind diesem Lande entsprossen. Eine solche Vergangenheit, die Niedersachsen zu einem Ausgangs- und Kernlande bester deutscher Geschichte macht, legt uns heute die Verpflichtung auf, uns dieses Erbes nicht nur zu erinnern, sondern uns seiner auch würdig zu erweisen.

Die Vorgeschichtsarbeit im Gaugebiet

Man hat seit Jahrhunderten in Niedersachsen geschichtlich und vorgeschichtlich forschend gearbeitet; das steht außer jedem Zweifel. Aber man hat nicht immer das eigentliche Ziel gesehen. Als dann aber der Ruf zu diesem Ziele, das Deutschland heißt, erging, da war die Zahl derer groß, die den alten Sondertendenzen den Rücken zuwandten, bereit, dem Rufe zu folgen.

Wenn dennoch seitens der provinziellen Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands nicht sofort eine Ausrichtung auf den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte als der nationalsozialistischen Reichsorganisation stattfand, so trägt daran nur ein unbedeutender Teil von Vorgeschichtsforschern und Vorgeschichtsfreunden dieses Gebietes die Schuld.

Ihren besten Förderer fand der nach Ausrichtung auf das gesamte Reich strebende Teil unserer niedersächsischen Vorgeschichtler in Landeshauptmann Dr. Geßner, dem als ihrem Schirmherrn immer wieder Dank gebührt. Er war es, der als die Anregung zur Eingliederung in den Reichsbund an ihn herangetragen wurde, ihr von sich aus freudig und ohne Bedenken zustimmte, sobald mit Professor Reinerth und der Gauleitung die Formen der Zusammenarbeit geklärt waren.

Der tragende Pfeiler der Vorgeschichtsarbeit in der Provinz Hannover ist die Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands. Sie umfaßt heute über 3000 Mitglieder.

Ihr Mitteilungsblatt ist „Die Runde“, die auch einen volkstündlichen Teil enthält und monatlich mit 3800 Exemplaren erscheint. Leiter der Arbeitsgemeinschaft ist seit 1935 der Kustos des hannoverschen Landesmuseums Dr. Schroller. Nach der erfolgten korporativen Eingliederung in den Reichsbund wurde Dr. Schroller als Landesleiter des Reichsbundes bestätigt und von der Gauleitung als Beauftragter für Vorgeschichte in das Gau-schulungsamt berufen. Über das Gauschulungsamt war die Verbindung hergestellt zur Vorgeschichtsarbeit in allen Parteistellen des Gaues, deren Vertreter in der „Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte der NSDAP.“ im Gauschulungsamt ebenfalls unter Leitung Dr. Schrollers zusammengefaßt wurden. Über das Gauschulungsamt ergibt sich auch die Fühlungnahme zur Vorgeschichtsarbeit im Lande Braunschweig, die unter der Schirmherrschaft des braunschweigischen Ministerpräsidenten Pg. Klages schon gleich 1933 einer der festesten Stützpunkte reichseinheitlicher Zusammenarbeit war. Der braunschweigische Landesarchäologe und Landesleiter des Reichsbundes Dr. Lode ist im Gauschulungsamt der Stellvertreter Dr. Schrollers.

Grundsätze der Gauleitung zur Vorgeschichtsarbeit

Drei Grundsätze sind es, an die entsprechend den Weisungen des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. sich die Gauleitung für die in ihrem Gebiet betriebenen Vorgeschichtsarbeit hält:

1. Die Gauleitung oder Kreisleitung der NSDAP. ist nicht dazu da, um selbst Grabungen oder planmäßige wissenschaftliche Untersuchungen durchzuführen. Das ist die Aufgabe von Forschungsinstituten, Denkmalpflegestellen, Hochschulen und Museen.

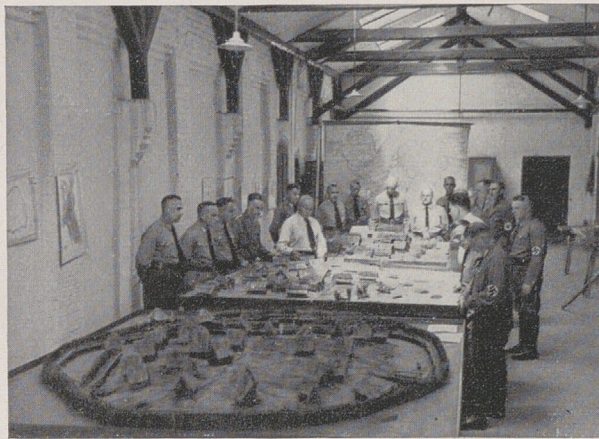
2. Der Gauleitung ist es, angesichts der politischen Kräftebildung, aber keineswegs gleichgültig, ob die Menschen ihres Gebietes über die frühesten geschichtlichen Jahrtausende des deutschen Volkes richtig aufgeklärt werden oder nicht. Sie hat daher die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung nicht in einer negativ-kritischen Weise oder liberalistisch-verallgemeinernden Weise dargeboten werden, sondern in weltanschaulich klarer, eindeutiger und lebendiger Form eine hohe volksbildnerische Note erhalten.

3. Will die Gauleitung alle außerparteilichen Stellen zu einer vorgeschichtlichen Aufklärungsarbeit völkischen Geistes auf breiter Basis anhalten. Dann ist es ihre Aufgabe, die Menschen für diese Arbeit, sowohl die Lehrenden wie die Lernenden, organisatorisch bereitzuhalten.

Nach diesen Grundsätzen ist gehandelt worden. Der Träger der praktischen Vorgesichtsarbeit im Gau ist die Provinz. — Die Partei ihrerseits hat unmißverständlich ihre weltanschaulichen Forderungen angemeldet und hält kompromißlos daran fest. Einmal von irgendeiner Seite ausgeschlagene Hände, die seitens der Partei zur Verständigung ausgestreckt waren, bleiben ausgeschlagen! — Zum Dritten hat die Gauleitung ein klares organisatorisches Programm der Zusammenarbeit entwickelt.

Lehrerbund und Vorgeschichte

Der erste Teil der Bewegung im Gau Südhannover-Braunschweig, der sich mit besonderem Eifer der Vorgeschichte widmete, war die Gausverwaltung des NSLB. Schon 1935 führte der Gausachbearbeiter für Vorgeschichte — in Zusammenarbeit mit dem Reichsbunde und dem Reichsachbearbeiter Professor Reinerth — Dr. Immenroth in besonderen Lehrgängen der Erzieher ein vorgeschichtliches Jahresprogramm durch. Positives Ergebnis dieser Arbeit ist, daß ein großer Teil der Erzieher zu guten Kennern der vorgeschichtlichen Denkmälern ihrer näheren Heimat und damit auch zu deren besten Beschützern geworden ist.



MODELLSCHAU DES NSLB. in der Gauschule Weningen. Dr. Schroller (∞) und Dr. Kropf (∞∞) beim Unterricht

Im Kreis Gandersheim schufen im Rahmen dieser Arbeit die Volksschulen unter Leitung des Kreiswalters des NSLB. Pg. Dix eine Modellschau der von Professor Reinerth ausgegrabenen einzigartig erhaltenen vorgeschichtlichen Siedlungen im Federseemoor. Diese Ausstellung ist besonders im Rahmen von Kreistagen der NSDAP. in vielen Orten des Gaues gezeigt worden und hat jetzt in der Gauschule

einen würdigen Platz zur ständigen Aufstellung erhalten.

Hitler-Jugend und Vorgeschichte

In zunehmendem Maße wird die Jugend im Gau über die Arbeit in der Schule hinaus auch innerhalb ihrer HJ-Formationen zu Wissen und Achtung vor den Ahnen ihres Volkes erzogen. Gemäß dem Organisationsplan der Reichsjugendführung findet sich in der Abteilung für weltanschauliche Schulung der Gebietsführung ein besonderes Referat für deutsche Vor- und Frühgeschichte. Von hieraus wird in der Gebietsführerschule in den Sommerlagern, an den winterlichen Heimabenden und im Rahmen des Führerschulungswerkes die deutsche Vorgeschichte im Geiste Gustaf Kossinnas den Jungens und Mädels nahegebracht. Der Leiter der Abteilung für weltanschauliche Schulung der Gebietsführung, Obergefolgschaftsführer Schneider, verbürgt heute selbst die Zusammenarbeit mit dem Gausbeauftragten für Vorgeschichte und damit: mit dem Gauschulungsamt und zugleich mit der Arbeitsgemeinschaft der Provinz.



VORBESPRECHUNG zu einer Rundfunkreportage der Ausgrabung auf der Werlaburg. Rechtes Bild von links: Gauschulungsleiter Kiedbusch, Dr. Schroller, Gaureferent des Volksbildungswerkes Pg. Merker und Pg. Bark, Gauschulungsamt

Partei und Volksbildungswerk im Dienste der Vorgeschichte

Der übliche Einbau der Vorgeschichte in die Schulungsarbeit der Partei im Rahmen der Gauschule, der Kreis- und Ortsgruppenabende wurde im Jahre 1936 durch eine enge Zusammenarbeit des Gauschulungsamtes mit dem Amt deutsches Volksbildungswerk in der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ erheblich erweitert. Der Leiter des Volksbildungswerkes im Gau Süd-Hannover-Braunschweig Pg. Merker hat über das Gausgebiet ein dichtes Netz von über 70 Arbeitsstätten des Volksbildungswerkes gezogen. In den Arbeitsplänen des Volksbildungswerkes ist ein fester Lehrplan für deutsche Vorgeschichte eingebaut, für den das Gauschulungsamt einen ausführlichen Stoffplan mit Literaturangaben herausgab*).

Im Rahmen einer allgemeinen Aktion zur Auslese besonders geeigneter Schulungsredner sucht das Gauschulungsamt zur Zeit auch einen besonderen Stab von zuverlässigen Vortragenden für Vorgeschichte heranzubilden.

Zu allen wissenschaftlichen und stofflichen Fragen dieser vorgeschichtlichen Schulungsarbeit bietet aber immer wieder das Zusammenarbeiten mit dem Pg. Dr. Schroller als Beauftragten für Vorgeschichte im Gauschulungsamt die Gewähr, daß bei der weltanschaulichen Ausrichtung niemals der wissenschaftliche Boden unter den Füßen verloren geht.

Ortsringe für Vorgeschichte

Über die Personalunion als einheitliche Spitze der vorgeschichtlichen Schulungsarbeit im Gau in der Person des Gaubeauftragten Dr. Schrollers kommt in den einzelnen Ortschaften die bewußt gepflegte Zusammenarbeit auch organisatorisch zum Ausdruck in den Kreis- und Ortsringen für Vorgeschichte. In ihnen ist alles zusammengefaßt, was sich innerhalb eines Ortes oder Kreises mit Vorgeschichte befaßt oder befaßen möchte. Es gehören dazu die staatlich bestätigten Kreispfleger, ebenso wie der Sachbearbeiter Vorgeschichte des NSLB., die Schulungsredner und Lehrkräfte für Vorgeschichte, besonders interessierte Hörer der Volksbildungsstätten oder Jungens und Mädels der HJ. und des BDM. Organisatorisch gehören diese Ortsringe über die Arbeitsgemeinschaft korpo-

rativ dem Reichsbund an. Personalpolitisch unterliegt die Besetzung der Leiterstellen der gemeinsamen Entscheidung der Partei wie der Provinz. Ihre Aufgabenstellung erhalten die Ortsringe von Hannover bzw. Braunschweig aus. Sobald die örtliche Arbeit des Ortsringes sich nicht auf die interne Urgeschichtsarbeit und Denkmalspflege bezieht, sondern zu einer öffentlichen Vortragstätigkeit oder einem öffentlichen Führungsdienst zu Grabungsstätten usw. führt, gliedert sich dieser Teil der Arbeit in den sommerlichen und winterlichen Lehrplan des Volksbildungswerkes ein.

Ausblick

Die Urgeschichtsarbeit im oben gezeichneten Rahmen wurde für den Gau Süd-Hannover-Braunschweig im Herbst des Jahres 1937 begonnen. Es müßte unwahr sein, wollte man behaupten, daß heute schon „Berge greifbarer Erfolge“ vorlägen. Es konnte auf dieser Grundlage im Januar d. J. in Hannover die Ausstellung des Reichsbundes „Lebendige Vorzeit“ mit einem Besuchserfolg von über 20000 Menschen in nur 3 Wochen herausgebracht werden. Vom 23. bis 27. Februar fand dann in der Gauschule ein Lehrgang mit Otto Siegfried Reuter statt über das Thema: „Himmelstunde und Glaube der Germanen“. Zu dieser Sonderveranstaltung erschienen über 50 Teilnehmer nicht nur aus unserem Gau, sondern auch aus sämtlichen Nachbargauen und aus West- und Süddeutschland. Es wurden im Laufe der vergangenen Zeit etwa 10 neue Ortsringe für Vorgeschichte gegründet und mit ihrer Arbeit in Gang gesetzt. Zu mehreren Grabungen entsandte der NSLB. Erzieher und Schulklassen, die sich tagsüber an der Arbeit beteiligten und abends in einem in der Nähe bezogenen Lager eine theoretische Durchbildung in der Denkmalspflege erhielten. Zu einer gleichgearteten Zusammenarbeit hat sich vor kurzem auch die HJ. bereit erklärt. In den Ortsringen wird die genaue inventar- und kartenmäßige Erfassung der vorgeschichtlichen Denkmäler betrieben werden.

Nicht zuletzt aber konnte auf Grund des gemeinsamen Einsatzes aller positiven Kräfte die 5. Jahrestagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte nach Hannover eingeladen werden. Möge sie sich zu einer machtvollen Rundgebung von Fleiß und Begeisterung gestalten. Fleiß und Begeisterung werden für das im Gau Süd-Hannover-Braunschweig begonnene Werk dann auch in Zukunft zu einem um so sichereren Erfolge führen.

* Siehe Politischer Brief (Sonderdruck für den Gau Süd-Hannover-Braunschweig und die SA.-Gruppe Niedersachsen) Nr. 23. Für Interessenten zu beziehen vom Gauschulungsamt Hannover, Dindlagestr. 3/5 (Preis 0,08 RM. u. Porto).

Nachrichten

Gauarbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte im Gau Württemberg-Hohenzollern gegründet

Auf der Gauschulungsburg Kreckbronn am Bodensee fand in der Zeit vom 21.—27. August ein zweiter Sonderlehrgang für deutsche Vorgeschichte statt, der vom Gauschulungsamt und dem Amt für Vorgeschichte des Reichsleiters Rosenberg unter stärkster Beteiligung durchgeführt wurde. Als wissenschaftlicher Leiter war Dr. Hülle-Berlin tätig, der bei den Vorträgen von Dr. Kost-Schwäbisch Hall unterstützt wurde. Die Vorträge und Arbeitsgemeinschaften wurden durch Ausflüge nach Bregenz, zu den Freilichtmuseen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Unteruhldingen und Radolfzell-Mettlau ergänzt.

Als Abschluß des Sonderlehrganges wurde in Anwesenheit zahlreicher führender Parteigenossen durch Gauschulungsleiter Dr. Klett die Gauarbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte der NSDAP. gegründet. Über Aufgabe und Organisation der Arbeitsgemeinschaft sprach in Vertretung von Reichsamtseiter Professor Reinerth Dr. Hülle-Berlin. Zum Gaubeauftragten für Vorgeschichte wurde Dr. Kost-Schwäbisch Hall bestimmt.

Damit hat auch im Gau Württemberg-Hohenzollern die NSDAP. sich ein Instrument geschaffen, das die reichen Schätze des Landes aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit nach weltanschaulichen Gesichtspunkten erarbeitet, auswertet und der Schulung dienstbar macht.

Germanenfibel als Stadtwappen Weimars

Auf Anregung von Gauleiter und Reichsstatthalter Sautel erhielten die Stadt und der Landkreis Weimar neue Wappen. Bei der Neugestaltung dieser Symbole städtischer und ländlicher Gemeinschaft griff der mit der Ausführung beauftragte Künstler, Professor Dorfler, auf jene Zeit zurück, die durch die politische und kulturelle Blütezeit des germanischen Stammes der Thüringer bezeichnet ist.

Im Mittelpunkt des Stadtwappens finden wir eine getreue Wiedergabe der thüringischen Scheibenfibel, die seinerzeit in einem Frauengrabe des Nordfriedhofes, auf Weimarer Stadtgrund, gefunden wurde. Hier zeigt sich deutlich, wie der strengstilisierende Stil der germanischen Völkerwanderungszeit der heraldischen Aufgabe entgegenkommt und ein weiteres Stillisieren überflüssig macht. Wie in dem aus Massivgold und dunkelroten Almandinen gebildeten Originalfund stehen nun im Wappen Weimars die vier kreisförmig angeordneten Vogelköpfe um das Sonnenrad mit den vier Speichen.

Das goldene Hakenkreuz im goldenen Ring, das von nun an das Wappen des Landkreises Weimar ziert, wirkt beinahe wie ein moderner Entwurf. Aber auch hier handelt es sich um eine getreue Wiedergabe eines Bronzefundes, der ebenfalls aus einem thüringischen Frauengrabe des 6. Jahrhunderts stammt, und zwar von Niederroßla, wo im Jahre 1923 ein kleineres Gräberfeld freigelegt wurde.

Neuentdeckte Langobardenkunst

Zu den wichtigsten Aufgaben frühmittelalterlicher Kulturgeschichte gehört besonders, was die südeuropäischen Länder betrifft, das Auffuchen von Kunstelementen, die germanischen Ursprungs sind, als solche aber von der bisherigen Forschung nicht erkannt wurden. Was auf diesem Gebiete in Spanien verfaumt wurde, ehe die Vernichtungszüge der roten Partei zahllose Kunstschätze zerstörten, sei hier nur erwähnt.

Dagegen konnten vor kurzem in Italien zwei Relief-fragmente langobardischen Ursprunges entdeckt werden. Das eine, eine Darstellung Wotans als bärtiger helmloser Reiter in der römischen Kirche Santa Saba, gehört zu den wesentlichsten germanischen Kunstbildern, was sowohl seine Technik wie seinen sinnbildlichen Gehalt betrifft. Das zweite befindet sich in der Kirche Santa Maria in Cosmedin und stellt zwei Ungeheuer dar, die einen stilisierten Lebensbaum bedrohen. Beide Kunstwerke zeugen von der Eigenart langobardischer Kunstschöpfung, die sich deutlich von dem damaligen

Europa durchdringenden Byzantinismus unterscheidet und die sogar vom 8.—10. Jahrhundert in Rom zu einer nordischen Richtung des Kunstschaffens führte.

Troja wird „Kriegsgebiet“

Die Türkische Regierung hat den Distrikt von Hisarlık, unweit der Dardanellen, wo der von Schliemann entdeckte Hügel von Troja liegt, zur Militärzone erklärt. Damit ist der Besuch dieses für die älteste Geschichte der Indogermanen im Raum des östlichen Mittelmeerbeckens so bedeutsamen Fundortes bis auf weiteres gesperrt. Die seit 7 Jahren hier tätige Expedition der amerikanischen Universität Cincinnati, der u. a. auch die Feststellung von Holz als Werkstoff der Wohnbauten in Troja 2 glückte, hat ihre Ausgrabungstätigkeit einstellen müssen.

Schweizer Arbeitsdienst gräbt Pfahlbauten aus

In der Schweiz ist seit Monaten der „Archäologische Arbeitsdienst“ bei der Arbeit. Galten die ersten derartigen Unternehmungen insbesondere Fundorten römischer Kulturhinterlassenschaft, z. B. bei Augst im Kanton Basel-Land, im Fundgebiet von Vindonissa und der Ausgrabung des gallo-römischen Tempelbezirks bei Biel, so wurden nun auch Arbeiten an den Pfahlbaustationen bei Lüscherz im Kanton Bern und am Baldegger See im Kanton Luzern in Angriff genommen. Die steinzeitliche Pfahlbauiedlung am letztgenannten Fundort lieferte vorzüglich erhaltene Werkzeuge und Keramik. Einen kostbaren Fund bildet eine Sichel aus Holz mit sorgfältig gearbeitetem Griff und schnabelartig auslaufender Spitze zum Erfassen der Ähren, wie wir sie aus den Ausgrabungen von Egolzwil, Kanton Luzern (1932-33), von Professor H. Reinerth bereits in vier Stücken kennen.

Baumsargbestattungen der Goten

Interessante Forschungsergebnisse erbrachte die Ausgrabung, die der Landesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Pommern, Dr. Helmut Agde, mit Schülern der Hochschule für Lehrerbildung in Lauenburg auf dem Gräberfeld von Luge wie sie durchführte. Das Nebeneinander-vorkommen von Brandgruben- und Skelettgräbern in deutlich getrennten Friedhofsanlagen deutet, bestätigt durch die Beigaben, auf die geschichtlich bekannte Tatsache hin, daß in dieser Landschaft im Laufe des 2.—3. Jahrhunderts die verbrennenden Rugier von den bestattenden Goten verdrängt wurden. Obwohl die Erhaltung aller leicht verweslichen Stoffe in dem leichten Boden des „Sandberges“, auf dem das Gräberfeld liegt, äußerst dürftig war, gelang doch durch genaue Beobachtung der Fundumstände die Feststellung wichtiger Einzelheiten. Die „Leichenschatten“ zeichneten sich deutlich im hellen Grunde ab. Es konnte auch mehrfach die Sitte der Baumsargbestattung festgestellt und mit reichen Schmuckfunden aus Silber, Gold und Bernstein manches Fundstück geborgen werden, das sich bei der Untersuchung durch Dr. v. Stokar als Rest von Kleidungsstücken darstellte. Die größte Überraschung aber brachte das Grab 21. In einem eichenen Baumsarg ruhte, auf einem Polster von Moos, ein weiblicher Leichnam. Die Frau oder das Mädchen, das hier bestattet worden war, trug noch ein Hemd, unter dem sie eine Leinenbinde über die Brust gebunden hatte und ein leinenes Obergewand. Eingehüllt war sie in das Fell eines Hammels, dessen Haut geschoren war; darüber war ein hauchdünner Schleier aus blauem Gewebe gebreitet.

Ein Fürstengrab in Hallstatt

Kürzlich konnte Regierungsrat Dr. Morton-Hallstatt in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ über die neuesten Ausgrabungen auf dem klassischen Gräberfeld von Hallstatt im oberösterreichischen Salzkammergut berichten. Besonders wertvolle Beigaben enthielt das 15. Grab mit dem Skelett eines großen Mannes, der am linken Unterarm einen bronzenen Ring trug und unter dessen Schädel ein kleiner Ring aus funkelndem Golde lag. Außerdem lag hinter dem Schädel ein

ganzes Arsenal von Jagdwaffen, nämlich 27 Pfeil- und Lanzenspitzen, aus Bronze und Eisen. Ferner enthielt das Grab ein eisernes Rasiermesser, das von zwei Schalen aus Knochen gehalten wurde, auf denen sich geometrische Muster als Ornament befinden. Dazu kam ein feiner Schleifstein mit Durchbohrung und zwei große Töpfe.

Nun gelang in diesen Tagen die Freilegung eines neuen Grabes, das drei Bestattungen enthielt. Offenbar sind hier zwei in Ostwestrichtung angelegte Gräber durch ein drittes in Nord-Südrichtung gestört worden, da nur das letztere eine ordnungsgemäße Lagerung des Skelettes aufwies. Diese Bestattung enthielt besonders reichhaltige Beigaben. Das Inventar umfaßt: einen feinen Ösenring aus Bronze, aus nur 1 mm starkem Draht; zwei massive geschlossene Bronzeringe von 7 cm Durchmesser und einen dünneren, dessen Durchmesser 6 cm beträgt; ein offenes Bronzearmband mit Verzierungen an den Enden; ein Bronzearmband, dessen Enden verjüngt sind, in Knöpfe auslaufen und je einen Haken bilden mit dem sie ineinandergreifen; drei vollständige Tierkopffibeln aus Bronze; vier Ringe aus Eisen; einem offenen Fingerring aus Bronze und eine Halskette aus Bernstein und Glasperlen mit einem roten Bernsteinanhänger in Form einer durchbohrten Scheibe, die von einem Bronzering eingefaßt ist.

Das Inventar dieses Fürstengrabes ist das reichste, das auf diesem Grabfelde gefunden wurde.

Baumsargfund bei Harburg

Dr. Wegewik, der Leiter des Harburger Heimatmuseums, hat eine Ausgrabung auf dem Gräberfeld von Heidenau durchgeführt, wo 19 Hügelgräber liegen. Sieben von ihnen wurden aufgedeckt. Eines von ihnen enthielt eine Baumsargbestattung. Der Sarg stand zwischen zwei Findlingen und barg zwei Tongefäße.

Fränkische Funde beim Deichbau am Niederrhein

Bei den Deichbauarbeiten von Orsoy wurden nicht allzu hoch über dem Mittelwasser des Rheines drei Frankengräber, die vermutlich aus dem 6. und 7. Jahrhundert stammen, freigelegt. Es handelt sich um ein Reitergrab, ein Doppelgrab von Frau und Mann und ein Männergrab. Sämtliche Fundstücke sind sehr gut erhalten. In einem Grab fand man neben dem Toten seine sämtlichen Waffen und das Zaumzeug seines Pferdes; der Tote hatte im Munde ein Goldstück. In der Beikammer wurde neben zahlreichen kunstvoll bearbeiteten und gut erhaltenen Schmuckstücken eine Schere gefunden. Auch fand man Teile eines Huhnes mit einem Ei und verschiedene pflanzliche Überreste. Auch konnte man feststellen, daß die Leichen in Leinen eingehüllt waren.

Vorgeschichtliche Keramik auf der Leipziger Messe

Einen Fortschritt auf dem Gebiet der Nachbildung vorgeschichtlicher Keramik stellt ein Unternehmen der Fa. Carstens-Affrecht, Neuhaldensleben, dar. Auf der diesjährigen Leipziger Herbstmesse wurde erstmalig eine Ausstellung dieser Keramikfabrik gezeigt, die Nachbildungen von vorgeschichtlichen Funden Mitteldeutschlands vorführte. Nicht nur in der Auswahl der Formen wurden hier neue Wege getreten, sondern auch die vollkommen originalgetreue Art der Herstellung und des Werkstoffes kennzeichnet die Bedeutung dieser Schau. Die Technik eines wichtigen Handwerkes der Vorzeit wurde hier zum erstenmal zur Schulung von Handwerkern und Arbeitern in einem modernen Betrieb herangezogen. Als Schule alter Tradition und gesunden, arbeitsamen Geschmacks wurde hier bewußt bis auf die Anfänge der Töpferei zurückgegriffen und dadurch Kunstwerken der deutschen Vorzeit über ihren bisher allein gültigen Museumswert und ihre Bedeutung als geschichtliches Quellenmaterial hinaus lebendige, kulturpolitische Bedeutung verliehen.

Die erste germanische Tongrube entdeckt

Auf dem Gelände, wo in diesen Monaten der Neubau der Kavallerieschule in Potsdam-Kramnitz durchgeführt wird, führte die vom Leiter des Potsdamer Stadtmuseums, Obermagistratsrat Dr. Besthorn, vorgenommene Notgrabung

zu ausgezeichneten Ergebnissen. Das ziemlich große Gebiet der Schule, eine kleine Stadt für sich, bedeckt, wo im Frühsommer dieses Jahres nur Roggen- und Spargelfelder zu sehen waren, in seiner jetzigen Ausdehnung einen spätlawischen Friedhof und ein germanisches Dorf aus den beiden letzten Jahrhunderten v. d. Ztr.

Außer wichtigen Aufschlüssen über den Wohnbau und verschiedene Industrien jener Zeit gelang dem Ausgrabungsleiter in diesen Tagen eine besonders schöne Entdeckung. Dr. Besthorn konnte in unmittelbarer Nähe eines gut erhaltenen Töpferofens weitere Funde machen, die Einblick in den Gang der Töpferei der Germanen gewähren. Auf einer weiten Strecke ließen sich erstmalig unregelmäßige Gruben bis zu 3 m tief als Tongruben deuten. Der sandige, unbrauchbare Lehm blieb als zerklüfteter, gewachsener Boden stehen, während die brauchbaren Lehmeinschlüsse ausgebeutet und mit humösem Material ausgefüllt wurden. Auch den „Sumpf“, wo die Weiterverarbeitung des Rohstoffes, das „Mauken“, vorgenommen wurde und eine gebrannte Knetwanne für die Aufbereitung des Materials gibt Dr. Besthorn in einem mündlich mitgeteilten Fundbericht als gesicherte Funde an.

Ausstellung „Europas Schicksalskampf im Osten“

Das Amt Schrifttumspflege beim Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. und das Amt Schönheit der Arbeit der NSDAP. veranstalteten auf dem diesjährigen Reichsparteitag eine unter der Schirmherrschaft des Stellvertreters des Führers stehende Ausstellung unter dem Thema „Europas Schicksalskampf im Osten“. Die Ausstellung ist in Nürnberg noch bis zum 28. September geöffnet und wird ab Mitte Oktober etwa vier Wochen lang in Wien und anschließend in Graz, Innsbruck, München, Düsseldorf und Köln sowie in zahlreichen weiteren deutschen Gauen gezeigt werden. Sie ist die erste große geschichtliche Schau dieser Art und behandelt das Ringen um die Gestaltwerdung Europas, die immer wieder im Laufe der Geschichte durch Einbrüche von Osten her bedroht und unterbrochen worden ist. Funde, Denkmäler, Münzen, Urkunden, Waffen und Kunstwerke aller Art aus 5 Jahrtausenden sind die Zeugen der wechselvollen Geschichte der europäischen Völker und Staaten, die hier in ihren herrlichen Glanzzeiten, aber auch in den furchtbaren Zeiten des Niedergangs eindrucksvoll vor Augen geführt wird. Aus insgesamt 120 deutschen Museen, Archiven und Bibliotheken sind die Gegenstände zur Verfügung gestellt. Ein anderthalb Meter hoher künstlerischer Wandfries, der sich in 150 m Länge durch die Räume hindurchzieht, bildet in anschaulich-lebendiger Bilderfolge den erklärenden Führer durch die ganze Ausstellung, der durch über 40 große Landarten wirkungsvoll ergänzt wird. Zu jedem Zeitabschnitt ist das Schrifttum mit ausgestellt, das den Stoff in wissenschaftlicher oder dichterischer Darstellung behandelt. Im vor- und frühgeschichtlichen Teil ist ein eigener Raum den Wanderzügen und der Kultur der Indogermanen und ihrem ersten großen Zusammenstoß mit der Welt des Orients im 2. Jahrtausend gewidmet. In den nächsten Räumen werden das alte Hellas als die erste bewußt europäische Staatsgründung und Geburtsstätte des olympischen Schönheitsideals, sodann das erste römische Imperium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung für Europa und sein Niedergang durch den Einbruch des Orients gezeigt. Die Darstellung der germanischen Völkerwanderung, der Gründung des ersten Reiches der Deutschen und der Herrschaften der Varäger und Normannen, die im Osten und Süden die Grenzen Europas zichen, bilden die weiteren frühgeschichtlichen Abteilungen der großen und umfassenden Schau, die schließlich mit einer eindringlichen Schilderung der durch den Weltkrieg ausgelösten Gefahren für den Bestand Europas und der zersetzenden Kräfte des asiatischen Volksewismus endet. Damit ist der Übergang zu der vom Amt Schönheit der Arbeit gezeigten Gegenwartsschau geschaffen, die unter dem Leitgedanken steht: „Abel der Arbeit schafft ein neues Europa“.

Bücher des Monats

Elbinger Jahrbuch, Heft 15. Festschrift, Bruno Ehrlich zum 70. Geburtstag dargebracht. Verlag der Elbinger Altertumsgeellschaft, 1938. 323 S., 46 Tafeln.

36 deutsche und ausländische Forscher haben sich in diesem Sammelwerk vereinigt, um Professor Bruno Ehrlich, dem verdienstvollen Erforscher der ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte und langjährigen Leiter der Altertumsgeellschaft und des Museums in Elbing, zum 70. Geburtstag diese Ehrengabe darzubringen. Sie umfaßt Arbeiten aus dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichte, der Orts- und Landesgeschichte, der Familien- und Sippenkunde, der Volkskunde und Denkmalpflege. Die große Zahl der Aufsätze verbietet, im einzelnen darauf einzugehen. Der stattliche, reich bebilderte Band bildet einen wertvollen Beitrag zur Vorgeschichte und Geschichte der deutschen Nordostmark.

Walter Kropf, Die Willendorfer Kultur auf Grund der Grabfunde. Verlag Kabisch, Leipzig 1928. = Mannus-Bücherei, Bd. 62, 217 S., 303 Abb. RM. 21,—; Leinw. RM. 22,50.

Obgleich aus keinem anderen vorgeschichtlichen Zeitalterschnitt in Ostdeutschland so viele Bodenfunde vorliegen wie aus der Zeit der großen Urnenfelder der Lausitzer Kultur, haben bisher nur die älteren Abschnitte derselben eine eingehendere Bearbeitung gefunden. Die vorliegende Arbeit ist die erste zusammenfassende Untersuchung über die aus der Lausitzer Kultur herausgebildete Willendorfer Kultur. Den Hauptinhalt des Buches bildet die eingehende formentkundliche Beschreibung der Gefäße und anderen Grabbeigaben und die nach geschlossenen Grabfunden vorgenommene Einteilung in drei Entwicklungsstufen. Abschließend stellt der Verfasser fest, daß die Träger der Willendorfer Kultur Illyrer waren, die in der Zeit von 1000—400 v. d. Ztr. das Gebiet zwischen Elbe und Oder besiedelt haben. Während der Endstufe dürfen wir nach dem ersten Südostvorstoß der Germanen mit einer westgermanisch-illyrischen Mischbevölkerung rechnen. Der Wert der Arbeit besteht vor allem in der klaren Bestimmung der Eigenart dieser Kulturstufe und ihres Verhältnisses zu den benachbarten Germanen.

Martin Lind, Götter und Jenseitsglauben der Germanen. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1937. 230 S.

Der durch sein Buch über „Wodan und germanischer Schicksalsglaube“ in weiten Kreisen hinreichend bekannte Forscher versucht sich hier in einer deutenden Gesamtdarstellung des germanischen Glaubens. Zu den Schriftquellen treten ergänzend die Ergebnisse der Ortsnamenforschung, Volksüberlieferungen und -sagen. Die Sachfunde sind leider aus Raumgründen nur wenig beachtet. Den wahren Nutzen wird freilich nur der in diesen Fragen Eingearbeitete daraus ziehen, der auch aus dem Widerspruch fruchtbaren Ansatz zu eigener Arbeit finden kann. Wenn der Totenkult z. B. aus der „Furcht vor den Toten und noch mehr dem Streben, ihm zur Ruhe im Jenseits zu verhelfen“, erklärt wird (S. 14), so vermiffen wir hier den aus den Bestattungssitten und vielen Überlieferungen zu erschließenden Erneuerungsgedanken. Bei naturmythologischen Deutungen werden wir uns noch größerer Zurück-

haltung befleißigen müssen. Vor allem aber muß die versuchte Rückführung aller weiblichen Gottheiten auf eine „Erdmutter“, die mit der Rybele, der „Großen Mutter“ der Asiaten zusammengebracht wird, entschiedene Ablehnung erfahren. Gerne hätten wir mehr zu Frau Holle gehört, auf die aus Raumgründen — obwohl einige asiatischen Sternmythen unverhältnismäßig ausführlich gebracht sind — nicht näher eingegangen ist. Von den „Zwillingen“ (den germanischen Dioskuren), die nach Ausweis der Funde und Überlieferungen eine bedeutsame Rolle gespielt haben, ist kaum die Rede. Die Übereinstimmung von Zeit und Weltordnungsgesetzen, wie sie in der Gliederung der Gestalten sichtbar wird, ist nicht berücksichtigt. Wenn in den Anmerkungen zur Einführung in die germanischen Glaubensvorstellungen neben Edda, Sagas und Tacitus-Bericht besonders auf die Schriften der Griechen verwiesen wird, so hätten wir an dieser Stelle lieber einen nachdrücklichen Hinweis auf den Märchenschatz gesehen. — Ein Buch mit vielen Anregungen und von großer innerer Lebendigkeit, das aber mehr als Versuch denn als Lösung betrachtet werden darf.

Walter Gehl, Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen. Studien zum Lebensgefühl der isländischen Saga. Junker u. Dönhaupt, Berlin 1937. 170 S., RM. 7,50.

Wenn sich die vorliegende Arbeit auf Grund des Quellenmaterials im Titel auf die Nordgermanen beschränkt, so ist doch kein Zweifel, daß die hier erschlossene Haltung des Menschen zu Ruhm und Ehre, den Höchstwerten nordischer Art, die Haltung des germanischen Menschen überhaupt ist. Gehl gibt zuerst eine Darstellung des altheidnischen Lebensgefühls, zeigt den Aufbau der aristokratischen Gesellschaft und ihre Grundlagen der sittlichen Wertung, die in der Unbedingtheit der Ehrforderung gipfeln. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht der germanische Ehrbegriff. Wir sehen, daß die Entwicklung zu einer Vertiefung der Ehrauffassung führt, als Ergebnis jenes drengskapr-Geistes, der als eine Ausprägung des altnordischen Mannesideals von Gehl herausgearbeitet wurde. Mit drengskapr wird bezeichnet, wer die Eigenschaften des Ehrenhelden der alten Zeit am besten verkörpert. Das Wort ist der Inbegriff dessen, was man an Charakterhaltung und Handeln vom Menschen verlangt, der „ein ganzer Kerl“ sein will. Gehl weist nach, daß der „Männervergleich“, jenes gegenseitige Abwägen der Taten, nicht auf gesellige Zusammenkünfte beschränkt ist, sondern eigentlich das ganze Leben hindurch ausgeübt wird. Schon der Knabe lernt, prüfend zu beobachten, abzuwägen; er begreift frühzeitig, daß alles Tun und Lassen unter dem Urteil der Gemeinschaft steht, vor der man sich zu bewähren hat. Es erweist sich so der ständige „Männervergleich“ als entscheidender Erziehungsfaktor, er vertieft das Ehrgefühl. In dieser Weltanschauung, mit der Ehre als Mittelpunkt und Richtwert, gründet die Haltung des germanischen Menschen, die ihn das Schicksal überwinden läßt und die im Tode ihre endgültige Prägung erfährt. Ein Schlußteil der guten und sachkundigen Darstellung schildert den Zerfall der heidnischen Wertwelt unter dem Einfluß des Christentums.

Germanen-Erbe, Heft 10, 1938 enthält Aufnahmen von: v. Busse, Hildesheim (S. 310 Abb. 6, S. 312 Abb. 11, S. 313 Abb. 12, S. 316 unten rechts und links); Landesmuseum Hannover (S. 289); Fliegerbildschule Hildesheim (S. 307 Abb. 1: freigegeben durch R.L.M. 3135/37/1—2, S. 308 Abb. 4: freigegeben durch R.L.M. 5606/37/6, S. 309 Abb. 5: freigegeben durch R.L.M. 5606/37/26), S. 311 Abb. 8: freigegeben durch R.L.M. /38); Gau Schulungsleiter Rieckbusch, Hannover (S. 316 oben); E. Linnfeld, Hamburg (S. 303/305 u. Titelbild); Museumsdir. Michaelsen, Oldenburg (S. 291 u. 293); Museumsdir. Müller-Brauel, Bremen (S. 301); Ausgrabungsleitung Verlaburg (Dr. Schrollner) (S. 310 Abb. 7, S. 312 Abb. 10).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabisch, Leipzig. Druck: Kippert & Co. G.m.b.H., Raumburg (Saale). Dtl. 5935 II. Vj. 1938 (Pl. 1). Printed in Germany